



Altes Schloß, Sachsenhagen (Genossenschaft Schälmbüsch)

Sachsenhagen damals und heute

Erlebnisse in Sachsenhagen aus der Zeit um 1900, von Hermann Stünkel, Rinteln, den 19.12.1955

(handschriftliche Aufzeichnung, gefunden in der Bibliothek Peter Stünkel, abgeschrieben vom Heimatverein Sachsenhagen durch Anne und Theodor Beckmann im Febr. 2012)

Wenn man heute von der „Obersten Brücke“, die in schönem Bogen sich über den Ziegenbach schwingt, das Bild der kleinen Stadt betrachtet, wie sie friedlich, eingerahmt von Wiesen und Feldern, vor dem Beschauer liegt, so erscheint es auf den ersten Blick so gar nicht verschieden vor dem vor 70 Jahren, wie es im Gedächtnis haftet. Nur die hohen rauchenden Schornsteine der Ziegelei im Hintergrunde wirken wie später hinzugefügte Pinselstriche, die eine fremde Hand in das Bild gesetzt hat.

Im Vordergrund, gleich hinter der Brücke, steht noch die alte Linde, die hier seit mehreren hundert Jahren schon Sturm und Wettern getrotzt hat und ihre Blätter rauschen im Winde, wie einst, als der Knabe ihrem Liede lauschte.

Von hier aus bietet die Stadt ein besonders schönes, fast romantisches Bild. Hinter der großen Wiese, auf der die schwarz-weiß gefleckten Kühe weiden, erheben sich die Gebäude des alten Schlosses, voran, fast herausfordernd trotzig in seiner plumpen Gestalt, der mächtige Schlossturm, von alten Weiden umrahmt. Der Dachreiter, der früher den Turm krönte und Uhr und Glocke trug, war bereits in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts durch Blitzschlag zerstört worden, und das Schlosstor, über dem sich die Verbindungsbrücke wölbte, die vom eigentlichen Wohngebäude zu den Festsälen im Turm führte, war zugleich mit der Brücke wegen Baufälligkeit abgebrochen worden. Aber die gewölbten Decken in den beiden übereinander liegenden Festsälen waren noch bunt bemalt, die Fußböden mit roten Steinplatten belegt, die Kamine, von denen sich heute eine Platte im Rintelner Museum befindet, waren noch vorhanden und die Türen zu den Festsälen kunstvoll geschnitzt und bemalt. Die Räume waren so, wie sie die letzten Bewohner einstmals verlassen hatten. In dem oberen Saale lag die Glocke, die beim Brande des Dachreiters das Gewölbe durchschlugen und ein großes Loch hinterlassen hatte, und neben ihr fand man das Räderwerk der alten Turmuhr, die hinunter stürzte und ihren Lauf beendete.

Oben unter dem Dache, wohin sich die Knaben manchmal auf wackliger Leiter wagten, nisteten in dem mächtigen Eichengebälk Schleiereulen und Steinkäuze und sahen mit großen verwunderten Augen auf die fremden Eindringlinge herunter, und zahlreiche Fledermäuse verschliefen hier den Tag, bis das Dunkel der Nacht sie weckte.

Auch in den großen, unheimlichen Turmkeller kletterten die Knaben, und das Gruseln schlich sie an, wenn sie hier in der Dunkelheit sich Geschichten erzählten von Menschen, die in dem Gewölbe ihr Leben beendet haben sollten.

Um den Eingang zum Turm standen mehrere Sandsteinfiguren, von denen heute nur noch zwei, je eine rechts und links der Tür vorhanden sind. Die Schlosskapelle, die wahrscheinlich an der Südseite des Turmes angebaut war, stand schon seit mehr als 200 Jahren nicht mehr, und die hohe Mauer, die einst den ganzen Schlossbezirk schützend umgab, war in den siebziger Jahren abgebrochen worden.

Der Maurermeister, der den Abbruch vorgenommen hatte, soll dabei einen Goldschatz gefunden haben, der so groß war, dass er mit einer Schubkarre abgefahren werden musste. Was an diesem Gerücht Wahres war, ist nie festgestellt worden. Der Meister bestritt zwar immer einen solchen Fund gemacht zu haben er galt aber von diesem Zeitpunkt an als wohlhabend, setzte sich zur Ruhe und lebte von seinen Renten. Rentner oder Rentiere, wie sie damals genannt wurden, waren reiche Leute, die von den Zinsen ihres Geldes lebten. Mit einer großen Schere, der „Couponschere“, schnitten sie mehrmals jährlich die „Coupon-Zinsscheine“ von ihren Wertpapieren, bis der erste Weltkrieg und die nachfolgende Inflation diesen viel beneideten Stand vernichtete. Da die Rentiere meist ältere Leute waren, gerieten sie in große Not.

In der Mitte der Schlossgärten stand der alte Taufstein, ein Blumenständer aus Stein, der die Form eines Taufsteines hatte und, wie man aus den Inschriften ersehen konnte, aus zwei ursprünglich nicht zueinander gehörenden Beckenhälften bestand, die vielleicht einmal als Weihwasserbecken in Kirchen gedient haben mochten. Heute steht dieser Taufstein als Mittelpunkt auf einem kleinen Schmuckplatz in der Stadt.

Auch die Graft, die von der nahe vorbei fließenden Aue gespeist wurde und einstmals der Burg Schutz gewährte, war noch teilweise erhalten, so dass die Kinder im Winter darauf Schlittschuh liefen. Heute ist jede Spur davon verwischt. Die beiden Festsäle des Schlossturmes sind zu Unterkünften der Flüchtling notdürftig ausgebaut, ihre Bewohner müssen allerdings gesunde Herzen haben, denn es führt eine enge und steile Wendeltreppe zu ihnen empor. Das eigentliche Wohngebäude, das Amthaus, in dem früher der Amtmann wohnte, dient heute als Altersheim, der Schlosskeller wurde Eiskeller einer auswärtigen Brauerei und der Schlossgarten ist unter viele Besitzer aufgeteilt. Es ist vieles anders geworden, aber die meterdicken Mauern des alten Schlosses werden noch viele Jahrhunderte überdauern.

Rechts der Straße, die ins Städtchen führt, liegt am Mühlenkolke fast unverändert die Domäne. Ein umfangreicher Gebäudekomplex mit Wohngebäuden, Stallungen und Scheunen. Einst Mittelpunkt der großen staatlichen Domäne, die sich aus dem ehemals gräflichen Eigentum gebildet und die besten Ländereien um die Stadt in Besitz hatte. Nach 1866, als die Grafschaft preußisch geworden war, hatte man den Besitz aufgeteilt und die Ländereien an die bis dahin kleinen Ackerbürger der Stadt verkauft, die nun anfangen konnten Landwirte zu werden. So waren auch die Gebäude verschiedenen Besitzern anheimgefallen. Das Hauptgebäude, aus dicken Bruchsteinen erbaut, dem Landwirt Christoph Essmann, dessen Nachkommen es heute noch in Besitz haben. Die staatliche Domäne verschwand, sehr zum Vorteil der Sachsenhäger Einwohner. Der altgewohnte Name „Domäne“ besteht aber heute noch. Natürlich hat sich auch hier in den langen Jahren manches geändert, der große Schafstall, der sich an der Aue entlang zog und früher den vielen hundert Schafen des Domänenpächters, Konduktor wurde er genannt, Unterkunft gab, wurde in den neunziger Jahren abgerissen. Leider ist auch das malerische Taubenhaus, das ehemals im Domänenhofe stand und bei dessen Anblick man an Ludwig Richters Bilder erinnert wurde, nicht mehr vorhanden.

Zur ehemaligen Domäne gehörte auch das heutige Gasthaus „Zur Linde“, dessen frühere Besitzer in dem Gebäude gleichzeitig einen kleinen Brauereibetrieb unterhielten. Da die Kellerräume hierfür nicht ausreichten, hatten sie gleich unterhalb des höchsten Punktes der Bergtrift einen Felsenkeller angelegt, in dem das Bier gelagert wurde. Als das Bierbrauen im Kleinbetrieb sich nicht mehr lohnte, wurde der Keller zugeworfen.

Auch als Herberge für die wandernden Handwerksburschen hat das Gasthaus manches Jahr gedient. Allerdings, die Zeit der wandernden Handwerksgesellen, als jeder Geselle einige Jahre wandern musste bevor er als Meister zugelassen wurde war in den achtziger Jahren schon vorbei. Die Eisenbahn hatte die Romantik der Landstraße gestört, und unter den wandernden Tippelbrüdern die aber allgemein noch Handwerksburschen genannt wurden, ehemals ein Ehrenname, später stark anrühlich, befand sich mancher Bettler, der von Haus zu Haus zog und um ein Almosen von einem oder zwei Pfennigen anhielt. Abends trafen sie sich dann in der Herberge. Der einzige Polizist in der Stadt, damals hießen sie Gendarm, es war der Gendarm Köller, ein großer Mann mit stattlichem blonden Vollbart, blitzender Pickelhaube und langem Säbel, hatte es leicht den einen oder anderen Bettler festzunehmen. Sie mussten dann die Nacht statt in der Herberge im Gefängnisraum des Rathauses, hinter vergitterten Fenstern, zubringen. Am anderen Morgen wurden sie durch den alten Rathe, der mit einem dicken Knüppel bewaffnet war, zu Fuß nach Rodenberg ins Gerichtsgefängnis transportiert. Natürlich war es höchstes Ziel jedes Jungen auch einmal Gendarm zu werden!

Die schöne Kastanienallee, die früher von der Domäne zur Stadt führte und deren Eingang so freundlich gestaltete, hat leider einem Brückenneubau über die Aue weichen müssen.

Im Großen gesehen, hat sich das eigentliche Stadtbild nur wenig verändert. Aus der Mitte der roten Dächer heraus strebt noch immer der Rathausturm. In dem die Kirchenglocken hängen, denn die Kirche mit dem hohen Dach, wir können sie links im Bilde sehen, ist noch immer ohne Turm. Die Kirche wurde unmittelbar nach dem Dreißigjährigen Kriege erbaut. Die kleine Gemeinde war damals bettelarm. Plünderungen und ausgedehnte Brände hatten fast die ganze Stadt vernichtet. Ein Gang durch die Straßen überzeugt uns davon, denn wir finden nur wenige Häuser die den großen Krieg überdauert haben. Aber die damaligen Bürger ließen trotzdem den Mut nicht sinken, sie haben, unterstützt durch Sammlungen im In- und Auslande, eine verhältnismäßig zwar

große aber sonst einfache Hallenkirche erbaut, die sich auch ohne Turm inmitten des Friedhofes, der damals auch angelegt sein dürfte, würdig als Gotteshaus präsentiert.

Die ehemals grauen Holzschindeln des Rathausturmes sind durch Rote ersetzt. Aber oben auf der Spitze des Turmes sitzt noch immer der alte vertraute Turmhahn von einst, dreht sich lustig im Winde und schaut von hoher Warte auf das kleine, freundliche Städtchen hinunter. Sein goldenes Gefieder blitzt im Sonnenlichte. Der Klang der Glocken, obwohl auch die Alten in den letzten Kriegen geopfert wurden, ist noch vertraut wie ehemals.

Die Einwohnerzahl der Stadt ist bis zum Jahre 1946, als der große Flüchtlingsstrom einsetzte, fast unverändert geblieben. Um 1900 herum, Sachsenhagen hatte damit den Ruhm, mit zu den kleinsten Städtchen in Deutschland zu zählen. Die abseitige Lage, das Fehlen jeglicher Industrie, erst in neuester Zeit sind einige Ansätze dazu vorhanden, hat das Wachstum der Stadt verhindert. Daher hat sie sich auch räumlich nur wenig ausgedehnt. Sieht man von der Siedlung ab, die neuerdings am Kanal im Entstehen ist, so sind nur wenige Neubauten hauptsächlich an den Ausgangsstraßen nach Bergkirchen und Auhagen entstanden, unter ihnen sind einige größere Höfe, deren Besitzer nach draußen gezogen sind, weil es ihnen in der Stadt zu eng wurde.

Das Bild wird im Hintergrund abgeschlossen durch die Ausläufer der Rehburger Berge. Malerisch, wie eine Illustration zu dem Gedicht „Droben stehet die Kapelle“ liegt auf einem der sanft ansteigenden Berge das Dorf Bergkirchen. Die alte Kirche, die dem Dorfe den Namen gegeben hat, mit dem spitzen Turm, schauet still ins Tal hinab!“.

Die früherer westlich von Dorfe auf einer anderen Anhöhe stehenden beiden alten „Bockwindmühlen“, sie hießen so, weil die ganze Mühle sich auf einem Bock in die Richtung des Windes drehen ließ, boten noch einen Anblick wie auf Bildern holländischer Maler aus dem Mittelalter. Aber unsere Augen suchen Sie heute vergebens, die eine ist abgebrannt, die andere abgerissen worden. Noch weiter westlich ragt der Turm des Matteschlößchens herüber. Dieses in den neunziger Jahren von einem Arzt, der eine reiche Berlinerin geheiratet hatte, aus allen Baustilen zusammengedrechselte und gedrehte merkwürdige Gebäude ist heute Restaurant. Die Aussicht von hier ist allerdings sehr schön. Als es eingeweiht wurde stand der Bauherr oben auf dem höchsten Turm und warf Geldstücke, wahrhaftig 1, 3, und 5 Markstücke unter das jubelnde und sich balgende Kindervolk. Als dem millionenschweren Schwiegervater in Berlin später die Ausgaben seines Schwiegersohnes zu unheimlich wurden, holte er seine Tochter nach Berlin zurück. Der Arzt soll im Irrenhaus geendet haben.

Die auf dem schön bewaldeten „Düdinghäuser Berge“ früher weithin sichtbaren „Sieben Buchen“ die als Merkmale des Bergs galten, sind nicht mehr zu sehen. Sie stehen zwar noch alle an ihren alten Plätzen aber ihre Sprösslinge haben sie im Wachstum eingeholt und sind ihnen teilweise über die Köpfe gewachsen. Wie es so im Leben geht.

Die seit einigen Jahren am Südabhang der des Berges sich erhebenden Förderanlagen und Gebäude des Schachtes zeigen, dass die nicht unbeträchtlichen Kohlevorkommen hier gefördert werden. Früher holten sich in kalten Wintern und auch während des Ersten Weltkrieges, als die Hausbrandkohlen knapp waren, die Bewohner der umliegenden Orte vielfach ihre Kohlen von den offen zutage tretenden Kohlenadern selbst ab. Die Steinbrüche, die hier früher waren, werden nicht mehr ausgenutzt. In deren Wasserlöchern fingen die Knaben oft die unheimlich aussehenden aber harmlosen Molche und die schwarz gelb leuchtenden schönen Feuersalamander. Der Berg war aber auch das Dorado der kleinen Maikäfersammler, die hier an schönen Maitagen, mit Zigarrenkisten bewaffnet, in deren Deckel ein Loch geschnitten war, ihre Maikäfer fingen. Das Loch war mit einem Schieber geschlossen, aber manchmal gelang es durch die starken Kräfte ganzer Maikäferkompanien, die in der Kiste brummt, ihre Freiheit zu gewinnen. Dann schwirrten sie durch das offene Schlafzimmerfenster des Knaben und kehrte wieder zu ihrem Mailaub zurück, und der enttäuschte Junge fand in seiner Kiste nur einen zurückgelassenen Haufen Unrat.

In manchen Jahren saßen die gefräßigen Käfer oft zu Hunderten an den jungen Birken- und Eichenlaub und die Ausbeute war dann so groß, dass der Vater verbot, wie Hühner weiterhin mit Maikäfer zu füttern, weil die Eier wie Maikäfer schmecken! Es gab übrigens Jungen, die den Maikäfern die Köpfe abbissen und behaupteten, sie schmeckten nach Nüssen, und einer war da, der lebende Kaulquappen schluckte. Auch die Indianer am Orinoco und die Wilden Australiens lebten ja von solchen Gewürm, und Johannes der Täufer, als er in der Wüste sich auf seine Prophetenberuf vorbereitete, aß Heuschrecken und wilden Honig.

Bei einem Gang durch die Straßen der Stadt bemerkt der aufmerksame Beobachter, der hier seine sorglose, schöne Jugendzeit verbrachte, dass sich doch mehr zum Guten gewandelt hat, als von außen sichtbar war. Das holprige Pflaster, das wegen seiner vielen Schlaglöcher berüchtigt war, ist beseitigt. An den Häusern ziehen sich Bürgersteige entlang. Die früher üblichen alten Straßenlaternen, die noch mit Petroleum gespeist wurden, und nur, der Volksmund behauptete, „wenn Mondschein im Kalender steht“, also, wenn es unnötig war, angezündet wurden, sind durch elektrische Lampen ersetzt. Mehrere alte Häuser sind Neubauten gewichen, andere sind ganz beseitigt. Den Pulverturm, ein kleines Häuschen an der Brücke zur Kuhle, wird man vergeblich suchen. Es ist abgebrannt und nicht wieder aufgebaut. Den kriegerischen Namen trug es allerdings zu Unrecht. Es war nie Pulverturm, diente aber vielleicht einmal als Torwärterhaus. Dasselbe gilt von dem früher Vogtschen Hause an der nächsten Brücke, das

vor einigen Jahren abgerissen ist, um die Straße verbreitern zu können. Die großen Scheunentore, die früher in die in niedersächsischem Baustil gebauten Häuser führten, wo Menschen und Haustiere noch unter einem Dach wohnten, haben größtenteils modernen Haustüren weichen müssen. Es mag sein, dass auch die Zeit, da abends die Familie sich um die brennende Petroleumlampe versammelte, da in der Küche teilweise der „Traankrüsel“ noch sein kümmerliches Licht gab, da der Bauer mit der Stalllaterne in der Hand sich zu seinem Vieh in den Stall begab, ihre Reize hatte, es gibt genug Menschen, die von der Zeit vor 1900 allgemein als von „der guten alten Zeit“ sprechen. Gewiss war manches schöner als heute aber die blakende und stinkende Petroleumlampe war nicht schön. Das daher heute in allen Häusern elektrisches Licht leuchtet ist selbstverständlich.

Aber die bunten Geranien und Fuchsien und fleißigen Lieschen, die früher schon auf den Fensterbänken vor den weißen Gardinen standen sind noch da. Nur die alten, vertrauten Gesichter, die sonst hinter den Blumen hervor lugten, sind nicht mehr.

Die Wasserversorgung erfolgte ehemals durch Brunnen, deren sich fast bei jedem Hause einer befand. Als man vor etwa 50 Jahren (1902) eine Wasserleitung anlegte, die vom Düdinghäuser Berge her die Stadt mit gutem, etwas nach Schwefel riechendem Wasser versah, wurden die Brunnen zum Teil zugeschüttet oder zugelegt. Heute, da die Wasserleitung nicht mehr genügend Wasser liefert, da die Aue so verunreinigt ist, dass das Wasser nicht mehr zum Tränken des Viehs gebraucht werden kann, ist die Stadt in eine große Notlage geraten und viele sind wieder zu den alt bewährten Brunnen, soweit sie noch vorhanden sind, zurückgekehrt. Kürzlich hat man allerdings eine neue Wasserader entdeckt, so dass zurzeit die Wasserleitung fließt.

Manches stört heute im Stadtbilde. Da gibt es einige Neubauten die nur schlecht in das gewohnte Stadtbild sich einfügen. Sie kehren nicht mehr ihre spitzen Giebel wie die übrigen Häuser der Straße zu, sondern zeigen ihre Breitseite und wirken so ungewohnt und klobig. Man hätte auch sie dem vorherrschenden Baustil anpassen können. Aber im Ganzen ist es doch ein freundliches Städtchen und schöner als es früher war. Das erkennt man besonders wenn man auf dem Marktplatz steht. Durch Verbreiterung der hier einmündenden Straßen, durch Beseitigung störender alter Mauern, durch Bemalung der Häuser, besonders des alten Rathauses, sieht die Stadt sauberer und gepflegter aus als vor 70 Jahren. Vor einigen Jahren konnte sie übrigens die Verleihung der Stadtrechte, die 300 Jahre früher erfolgte, würdig feiern.

Das Rathaus wurde in den Jahren vor 1900 kaum benutzt. Es enthielt nur den bereits erwähnten Gefängnisraum und ein Zimmer für die Ratsversammlung. Einige Jahre lang war in zwei oberen Räumen eine Privatschule untergebracht. Der Bürgermeister und der Stadtkämmerer erledigten ihre Amtsgeschäfte in ihren Wohnungen. Der Umfang ihrer Arbeit war gering. Außer den beiden gab es noch eine dritte Amtsperson, den städtischen Polizeidiener Wilharm. Es war ein alter Mann, der schon kurz nach den Freiheitskriegen das Licht der Welt erblickt hatte, aber bei Amtshandlungen erschien er immer noch in Uniform mit Helm und Säbel. Arbeit gab es auch für ihn nur wenig, gelegentlich ging er mit der Ortsschelle durch die Straßen und klingelte Bekanntmachungen aus. Dann kamen alle Leute vor die Häuser und der nicht eben umfangreiche Straßenverkehr ruhte. Das waren die drei Beamten der Stadt, die nebenberuflich für ein geringes Entgelt die Stadtgeschicke leiteten. Das Rathaus machte daher einen toten Eindruck. Nur an den Abenden an denen der Rat tagte aber auch das kam nicht oft vor, leuchtete oben in dem Eckzimmer ein Licht. Es kam von einer uralten Hängelampe, die sich die Mühe geben musste, die dichten Tabakwolken in dem mit bescheiden altertümlichem Mobiliar ausgestatteten Ratszimmer zu durchdringen. Aber die Bürger, die vom Marktplatz aus den matten Lichterschein sahen, wussten hier wird gearbeitet. Die Ratsherren lassen ihr Licht leuchten. Beruhigt gingen sie nach Hause.

Auch die Geschäfte haben sich modernisiert. Früher sah man hinter den kleinen Schaufenstern oft jahrelang dieselben Auslagen. Da konnte man ein Hafenbild sehen mit Palmen und einem Segelschiff im Vordergrund, einige Tabakballen lagen auf der Kaimauer, ein riesiger Neger stand daneben. Vor dem Bilde lagen drei große Pakete. „Jägertabak“ von Bauermeister aus Karlshaven. Das war der Tabak, der damals am Meisten geraucht wurde. Das ganze Pfund kostete 2 Mark. Als Aufdruck zeigten diese Pakete einen Förster, der auf einem Baumstumpf saß, die Flinte lag ihm im Arm, nachdenklich sah sein Hund zu wie der blaue Rauch aus der halblangen Pfeife des Försters in die frische Waldluft entschwebte. Das war gewiss eine mehr als einfache Auslage und doch konnten die Knaben sie immer wieder betrachten. Die holde Zauberin Phantasie führte sie in fremde Länder. Sie sahen sich auf großen Segelschiffen, die mächtigen, weißen Segel blähten sich über ihnen und trugen sie über weite, sonnige Meere an fremde Küsten, wo Palmen wuchsen und Urwälder in ihre geheimnisvollen Tiefen lockten. Heute sieht man hinter großen blitzenden Schaufenstern Auslagen, wie man sie auch in der Großstadt nicht geschmackvoller finden kann. Die Stadt und ihre Bewohner sind mit der Zeit mitgegangen. Das erkennt man auch an den Gasthäusern, die heute, wie man so schön sagt, allen, Ansprüchen gerecht werden.

Wie vieles hat sich geändert in den letzten Jahren, wie viele alte, damals so vertraute Einrichtungen sind nicht mehr! Auch den alten Nachtwächter Franke, der noch mit Kuhhorn und Hellebarde durch die nächtlichen Straßen ging und wachte, dass der Stadt kein Schaden geschah, wird man vergeblich suchen. Mit tiefem, singendem Tonfall rief er die Stunden aus. Die Kinder im Bett, die noch wach waren, ein wohliges Gefühl der Geborgenheit überkam. Heute ist die Einrichtung abgeschafft. Sie passt nicht mehr in die moderne Zeit.

Aber die alte Schule, in der so viele Generationen auf den zerkratzten und zerschnittenen Bänken saßen, um in die Grundlagen der Weisheit eingeführt zu werden, ist noch da. Zwar wird sie nicht mehr als Schulhaus benutzt. Man hat einen stattlichen Neubau dafür errichtet, aber ein Besuch des alten Schulsaales überzeugte davon, dass es wenigstens etwas in der Welt gibt das alles überdauert, das ist der alte, von früher her so vertraute mief- und weisheitsgeschwängerte Schulsaalgeruch. Der Knabe, der hier seinen ersten bescheidenen Wissensdurst stillen musste hätte damals den folgenden „Aufsatz“ über seine Schule schreiben können: Unsere Schule!

In unserer Schule sind zwei Klassenzimmer. Das Eine heißt „Die kleine Schule“, die ist für die kleinen Kinder. Das Andere heißt „Die große Schule“ die ist für die großen Kinder. Wenn wir in die kleine Schule wollen, müssen wir erst durch einen Gang, der ist ganz dunkel. Manchmal sitzt da einer und gibt uns einen Tritt. Dann kommen wir in unsere Klasse. In einer Ecke steht ein Schrank. Der ist braun. Darin steht ein großes Tintenfass. Das ist aber gar kein Fass, es heißt bloß so. Manchmal müssen wir einen oder zwei Pfennig mitbringen, dafür kauft der Lehrer Tinte. Der Lehrer sitzt an einem Pult. Er hat eine Brille aus Gold auf. Wenn er die abnimmt, sieht er ganz anders aus. Auf dem Kopf hat er gar keine Haare. Er kann schöne Geschichten erzählen. Dann dreht er immer an seiner goldenen Uhrkette. In einem Fenster ist ein kleines Rad, wenn es sich dreht gucken wir immer hin. Wenn einer zu viel hinguckt muss er rauskommen und wird übergelegt (geschlagen). Wenn er Schläge kriegt freuen sich die Anderen. Manchmal muss auch einer in der Ecke stehen. Wenn er eine lange Nase macht bekommt er eine runter gehauen. Der Lehrer hat einen Rohrstock, der steht immer auf dem Fensterbrett. Die großen Jungen sagen, man müsste ihn mit Zwiebeln einschmieren, dann spränge er auseinander. Aber das glaube ich nicht. In einer Ecke steht ein Ofen, der ist so groß, dass er bis unter die Decke reicht. Ein Junge ist Heizer. Wenn der ihn glühend macht wird er abgesetzt. In der Mitte steht eine Säule, diese ist ganz aus Eisen. Wenn der Lehrer nicht da ist klettern wir herauf aber das dürfen wir nicht. Der Lehrer in der großen Schule ist schon alt. Er hat eine schwarze, runde Samtmütze auf dem Kopfe. Bei ihm kriegen die Kinder nicht mehr so viel „Wichse“ (Schläge).

Mit der Wichse war es übrigens nicht so schlimm. Die größeren Schüler hatten ein außerordentlich wirksames System entwickelt um diese unangenehme Zugabe zu vermeiden oder wenigstens abzukürzen. Wenn der Lehrer einen Delinquenten „überlegen“ wollte, so fingen die Mädchen laut an zu weinen. Das wirkte besänftigend auf den Zorn des Lehrers. Er blickte auf und sah die weinenden Mädchen, sagte: Na!“ und stellte den Stock wieder in die Ecke. Ja, ein kleiner Mensch ist auch schon pffiffig und sucht sich seiner Haut zu wehren!

Es waren uralte Bänke auf denen die Kinder saßen. Wackelig, zerkratzt und zerschnitten und die Sitze, gewetzt von vielleicht hunderterten von Hosenböden, waren so blank, dass man sich darin spiegeln konnte- Und die Tintenfüßer waren aus Weichmetall und mit einem Schieber versehen. Je zwei Jungen hatten ein Tintenfass und jeder versuchte, seines so blank zu machen, dass die anderen Jungen neidisch darauf wurden. Dann stopften die Neidvollen Löschpapier und anderen Unrat in die Tinte. Wenn man die Feder herauszog hing ein dicker Fisch daran. Man bekam einen Klecks in sein Heft und manchmal noch eine Ohrfeige dazu und war doch ganz unschuldig daran. Ja, so waren die Menschen!

In der alten Schule waren viele Ratten. Angelockt durch die üppigen Schinken- und Mettwurstbrote der Kinder. Sie hatten große Löcher in die Fußböden gefressen und wenn die Kinder draußen waren kamen die grauen Räuber, um ihren Anteil am Frühstück in Empfang zu nehmen. Rattenvertilgungsmittel außer der giftigen „Meerzwiebel“ wurden offenbar nur in beschränktem Umfang angewandt. Aber einmal erging es ihnen doch schlecht; da wurden nach der Schulstunde alle Bänke in die Mitte der Klasse zusammen gerückt und als nun die Ratten in den Bänken wieder nach den dicken Schinkenbroten suchten, stürzten plötzlich fünf große Jungen in die Klasse. Jeder sprang auf ein Rattenloch zu und stellte seinen Fuß darauf. Hinterher jagte jagdeifrig „Flick“ der berühmte Rattenfänger des Bürgermeisters Stünkel. Ein großes Blutbad folgte. Mancher Junge, an dem die Ratten hochkletterten, schrie vor Schrecken auf, ließ aber nicht locker und Flick war schnell zur Stelle um ihm zu helfen. Vielleicht ein Dutzend Ratten hatte sein Leben gelassen. Aber die Schrecken, der unter das Rattenvolk gefahren war, hielten nur wenige Tage an. Dann kamen sie wieder. Erst vorsichtig lugten sie mit spitzen Schnauzen und lüsternen, schwarzen Augen aus ihren Löchern. Als nichts erfolgte wurden sie frech und dreist wie vordem.

Ein beliebtes Erziehungsmittel der Schule war damals das „Herauf- oder Heruntersetzen“ der Schüler. Bei den davon betroffenen Kindern war natürlich das Heraufsetzen gern gesehen und wurde auch wohl als durchaus gerechtfertigt empfunden. Hatte man in der Schule „etwas gekonnt“, so kam man eben einen oder auch mehrere herauf. Der so ausgezeichnete Schüler blickte sich stolz in der Klasse um, konnte es aber erleben, dass er hernach von „dem Heruntergekommenen“ seine Kloppe erhielt. Das musste man natürlich in Kauf nehmen, es war weniger schön. Immerhin konnte man zu Hause stolz melden, welcher Musterschüler man war. Wenn man aber ungerechtfertigter Weise „heruntergekommenen“ war, so brauchte man dieses Missgeschick nicht zu melden, dass bekümmerte Gesicht der Mutter zeigte, dass sie bereits alles wusste. Einige Freunde waren da gewesen und hatten es angesagt.

Die Menschheit hatte sich seit den Zeiten Elis, der aus Schreck über seine ungerateten Söhne den Hals brach, Fremde hatten ihn darüber berichtet, nicht geändert. Im Laufe eines Schuljahres konnte man sich langsam bis auf den ersten Platz lavieren. Man war

dann „der Oberste“ und hoch geehrt, die Eltern blickten voll Stolz auf ihren gelehrten Sprössling, und er erregte Wohlgefallen bei Gott und den Menschen. Man konnte aber auch den umgekehrten Weg wandern, dann war man „der Unterste“ oder „der Pluck“ und damit ein hoffnungsloser Ignorant, aus dem nichts wurde. Für die ganz Schlimmen gab es außerdem „die Eselsbank“ die unmittelbar vor dem Lehrertisch stand. Hier, wo sie von dem Stock des Lehrers leicht erreicht werden konnten, mussten sie sitzen und ihre bösen Taten bereuen, bis sie in sich gingen und Besserung gelobten. Das waren einige der Erziehungsmethoden der damaligen Zeit, sie waren drastisch, aber wirksam. Die Lehrer waren Respektpersonen, und das sollten sie auch sein. Obrigkeitsstaat und Respekt vor jedem Diener dieses Staates gehörten zusammen, und Respekt wusste man den Kindern beizubringen vor den Eltern und dem Alter. Heute mag man darüber lächeln, aber es war so, und trotz allem hat man Schulzeit, alte Schule und ihre Lehrer in guter Erinnerung.

Die bescheidene und sparsame Lebensführung brachte es mit sich, dass ein großer Teil der Schüler und Schülerinnen mit „Klönchen“ zur Schule kam. Das waren Holzpantoffeln, deren Sohle und Absatz aus dickem Holz angefertigt waren, nur das Vorderblatt bestand aus Leder. Man konnte sie in den Kaufmannsläden für etwa 60 Pfennige kaufen. Aber den Lehrern waren diese Fußbekleidung sehr zuwider, da sie bei dem Aufstehen und Niedersetzen der Kinder jedes Mal ein ziemliches Gepolter verursachten. Die Lederschuhe wurden damals vielfach nicht geputzt sondern mit Tran eingeschmiert; da der Geruch unangenehm war, wurde auch das von den Lehrern, allerdings erfolglos, verboten.

An der Kastanienallee vor der Stadt befand sich der Turnplatz der Schule. In der Mitte des kleinen Platzes stand ein Reck, daneben befanden sich die Reste eines ehemaligen Barrens. Die Lohgerber luden hier gerne Ihre ausgelaugte Lohe ab. Jeder Junge musste eine Lanze haben, die wurde vom Tischler angefertigt und vom Maler kunstvoll bemalt. Welchem Zweck sie dienen sollte, wurde den Turnern niemals klar, da sie nicht gebraucht wurde. Der Turnunterricht machte auf die Jungen wenig Eindruck. Sie trieben sich tagsüber in Feld und Wald umher, holten von den höchsten Bäume die Krähen- und Elsternester herunter, sie schwammen und tauchten wie die Enten, liefen wie die Wiesel, und kein Graben war ihnen zu breit und kein Zaun zu hoch, um nicht genommen zu werden. Jetzt sollten sie Armbeugen üben, Klimmzüge am Reck machen und über ein Seil hüpfen. Das kam ihnen reichlich kindlich vor. Sport wurde damals in den Schulen nicht getrieben.

Einmal im Jahre fand der große Schulausflug statt, an dem sich auch die Mütter der Kinder beteiligten. Leiterwagen wurden mit Sitzen versehen, mit Grün geschmückt, und mit Gesang ging es zum Städtchen hinaus. Ausflugsziele waren Bad Nenndorf, Bad Rehburg, Kloster Loccum oder Hagenburg. Steinhude wurde damals noch nicht besucht. Die Schiffe, die an der Insel Wilhelmstein anlegen wollten, mussten von Hagenburg abfahren. Sie wurden von „Fürstlichen Matrosen“ gesteuert die die Boote während der Fahrt im Kanal „stakten“, erst wenn das Meer erreicht war, wurde das Segel gesetzt, und in schneller Fahrt ging's dem Ziele entgegen.

Am ersten Schultag betraten die Kinder meistens an der Hand der Mutter nur zaghaft die Schule. Sie hatten oft die drohende Worte gehört, wie damals üblich waren: "Warte man, wenn du erst in die Schule kommst!" Aber der gefürchtete Tag verlief gut. Jedes Kind bekam zwar nicht eine große Zuckertüte, wie es heute Sitte ist, sondern einen so genannten „Kladderadatsch“ in die Hand gedrückt. Es war nur ein bescheidener Zuckerstuten, den man für fünf Pfennig im Bäckerladen kaufen konnte, aber er half mit, die Scheu vor dem angeblich so gestrengen Lehrer zu überwinden.

Einer der schönsten Tage des ganzen Schuljahres war kurz vor den "Kartoffelferien". Dann waren die Kartoffeln des Kantors reif, und die obere Klasse bekam schulfrei. Mit Schaufeln, Körben, Säcken und Handwagen ging es hinaus in den Kantorgarten. Die Jungen trugen aus, und die Mädchen suchten auf und schütteten die ausgegrabenen Kartoffeln in die Säcke. Hier zeigten auch "der Unterste" und gar "die Taugenichtse", die auf der gefürchteten Eselsbank saßen, dass sie manchmal doch "etwas konnten". Und stolz nahmen sie dafür das Lob des Kantors entgegen. Nach getaner Arbeit ging es dann mit Gesang zurück ins Schulhaus, wo schon das Abendbrot auf die fleißigen Arbeiter und Arbeiterinnen wartete. Meistens gab es Milchreis mit Zimt und Zucker, und dieses süße Gericht hat nie wieder so gut geschmeckt wie damals auf den blank gewetzten Bänken des alten Schulsaaes.

Die nähere und weitere Umgebung der Stadt war in den Jahren, von denen hier berichtet wird, noch reich an schönen Wäldern. Im Westen sah man die dunkle Umrisse des großen "Schaumburger Waldes", des „Wohld“, wie er auch genannt wurde. Wenn die Sonne im Untergehen war, füllte seine schwarze Kulisse den Horizont, dunkel und tief lag der Wald da, seine Umrisse verdämmerten weit in der Ferne. Hinter dem unbekanntem Word Wohld mit seinem fremden Klange verbarg sich für die Jungen Geheimnisvolles und Anziehendes. Sie, die sonst in den Wäldern der Umgegend ihre Spiele trieben, hierher wagten sie sich nicht. Sie erzählten von den wilden Tieren, die hier noch leben sollten, und von den unbekanntem Tiefen des großen Waldes, die die Menschen anlockten und verschlängen. Und wenn die Großmutter von Rotkäppchen erzählte, dann war es immer der Wohld, wo das kleine Mädchen dem bösen Wolf begegnete und zuletzt von ihm verschlungen wurde. Näher der Stadt zu gab es zwei kleinere Wälder, Überbleibsel des ehemals größeren Wohlds, "das Erlen" und "das Wassertal", letzteres ein besonders reizvolles Wäldchen mit

einer großen Waldwiese darin. Das Erlen, so schön der kleine Wald war, es gehörte je zur Hälfte dem Staat und dem Landwirt W. Essmann, wurde eine Zeitlang von den Jungen gemieden.

Hier hatten sie zwei Abenteuer erlebt, die ihnen noch lange in schmerzlicher Erinnerung blieben: Einmal fanden sie unter einem Gebüsch ein größeres Bündel, es enthielt neben anderen Sachen Schneiderutensilien wie Scheren, Nadeln, Zwirn und Fingerhüte. Beim Weitersuchen sahen sie plötzlich über sich einen Mann an einem Strick hängen, er hatte den Hut noch auf dem Kopfe und streckte lang die Zunge heraus. Es war ein schrecklicher Anblick, und die Jungen liefen schreiend davon. Wie sich später herausstellte, hatte ein Schneidergeselle hier seinem Leben ein Ende gemacht.

Das zweite Erlebnis war noch schmerzvoller: unter einem hohlen Baum entdeckten die Knaben ein Hornissennest. Fingerlange, giftig schwarz-gelb gestreifte Bestien, mit scharfen Stacheln bewehrt, fruchtlose, erprobte und gefährliche Kämpfer, denen der Mensch ängstlich aus dem Wege geht, wohnten hier und zogen mit Raupen und Fliegen ihre Brut groß. Ausgerechnet diese Tiere wollten die jungen "ärgern". Mit einer langen Stange bohrten sie in dem Flugloch herum, bis plötzlich ein Schwarm Hornissen wie ein Wasserstrahl aus einem Feuerwehrschauch hervorbrach sich auf die Jungen stürzte. Die liefen um ihr Leben, schlugen um sich und schrien um Hilfe. Durch Hecken und Büsche, über Gräben und durch reifes Korn ging die wilde Jagd. Schließlich blieben die siegreichen Verfolger zurück. Aber die Jungen, die andere "ärgern" wollten, waren nun selbst die Geärgerten und das so gründlich, als wenn sie eine schwere Schlacht gegen andere Jungen geliefert und verloren hatten, ihre Gesichter waren geschwollen, so dass sie fast nicht aus den Augen sehen konnten. Die Hände an die dicken Beulen gepresst, vor Schmerzen laut wimmernd, wankten sie sich nach Hause. Das war der Ort, wo sie immer Hilfe suchten, wenn es ihnen schlecht ging. Die entsetzten Eltern schickten zum Arzt, der zog die giftigen Stacheln heraus und legte kühle Umschläge auf. Aber es dauerte drei Tage, ehe sie sich wieder aus dem Hause wagen konnten. Um Hornissennester machten sie jedoch später einen großen Bogen.

Im Nord Osten lag der schon erwähnte "Düdinghauser Berg", die letzte Erhebung der mitteldeutschen Bergwelt. Er war schön bewaldet und oft das Ziel sonntäglicher Wanderer, die von der Höhe des Berges weit in die Norddeutsche Tiefebene blicken und zu ihren Füßen das Steinhuder Meer sahen mit der Insel und der Kleinen Festung "Wilhelmstein". An Sommersonntagen zählte man auch damals schon zahlreiche Segelboote auf dem Wasser, das man von hier oben in seiner ganzen Länge und Breite überblicken konnte. Zwischen den Segelbooten gab es aber noch die ursprünglichen, schwarz geteerten, schwerfälligen Torfkähne, die keinen Kiel hatten, auch nicht gerudert wurden, sondern mit langen Stangen "gestakt" werden mussten, was bei der geringen Tiefe des Wassers möglich war. Bei günstigem Rückenwind konnten sie sogar ein kleines Segel setzen und so den allerdings vergeblichen Versuch unternehmen, mit den schnelleren und wendigeren Segelbooten mit zukommen. So krochen sie langsam aber sicher ihrem Ziele zu. Über den "Berg" führte der Kirchweg der Düdinghäuser Bauern, die nach Bergkirchen zur Kirche gehörten. Es war ein wunderschöner Weg durch Buchen und Fichtenwald, an stillgelegten, tiefen Steinbrüchen vorüber an Aussichtspunkte, von denen aus man weit ins Land schauen konnte, von Düdinghausen führte ein "Richtweg" quer durch den Wald bis nach Hagenburg, der gern von Wanderern gegangen wurde. Wie schon gesagt, war Hagenburg damals der Abfahrtpunkt für die Boote, die zum Wilhelmstein wollten. Die große Chance für Steinhude kam erst, als das moderne "Strandhotel" etwa um 1900 dort gebaut wurde, bis dahin war es ein nur wenig besuchter Fischerort, aber bekannt durch das Steinhuder Leinen, durch Räucheraale und die Steinhuder „Dünche“, eine kleine Art von Weißfischen, die von Männern mit "Kiepen" auf dem Rücken in den umliegenden Ortschaften verkauft wurden.

In jener Zeit entstand auch die "Steinhuder-Meer-Bahn", eine Schmalspurbahn, die von Wunstorf- sie fuhr durch die Hauptstraßen der Stadt- über Steinhude, Bad Rehburg, Loccum bis Uchte führte und von dort als "Mindener Kreisbahn" bis Minden weiterging. Da die Verhandlungen mit den Bauern wegen der Landhergabe schwierig waren, mußte die Strecke zahlreichen Windungen und Kurven angelegt werden.

Die Straßenübergänge waren nicht beschränkt, und die Glocke der kleinen Lokomotive musste viel klingeln, um Unglück zu vermeiden. Daher nannte man die Bahn auch "die Pingelbahn". Ein etwas boshafter Name war "Steinhuder Malheurbahn", weil in der ersten Zeit der Versuchsfahrten einige leichtere Unfälle eingetreten waren. Eine Rentabilität der Bahn hat nie bestanden, da der Güterverkehr fehlte. Aber die kurvenreiche Strecke führte von Ort zu Ort und gab den Bewohnern der abgelegenen Dörfer die Möglichkeit, Verbindung mit der Welt aufzunehmen. Manchmal hörte man vom Düdinghäuser Berge aus dem hellen Pfiff der Lokomotive und sah unten im Tal vor der Kulisse des weiten blauen Meeres das Bähnchen, niedlich, wie aus einer Spielzeugschachtel genommen, vorüber gleitet, bevor es im Hagenburger Walde verschwand. Und niedlich, wie die kleinen Wagen von außen aussahen, war auch ihre Inneneinrichtung: Die zweite Klasse war wie ein kleiner Salon der damaligen Zeit ausgestattet mit blauen Plüschsofas und Sesseln, mit Tischen und Spiegeln, mit Teppich, tapezierten Wänden und Gardinen vor den Fenstern. Es war eine Lust, darin in langsamer Fahrt seinem Ziele entgegen zu reisen, und manche ist eine Reise mit der Steinhuder-Meer-Bahn eine liebe Erinnerung geworden.

Heute ist der Verkehr zum Teil von Bussen übernommen. Dicht vor dem Ort Düdinghausen gab es den so genannten "Schneeglöckchenberg". Hier konnte man, wenn der Schnee getaut war, und Amsel, Drossel, Fink und Star ihr erstes schüchternes Früh-

lingslied versuchten, die wunderschönen wilden Märzenbecher pflücken. Zu Tausenden streckten Sie Ihre weiß-grünen Glöckchen zwischen den braunen Buchenblättern hervor, und die Kinder, die die Frühlingsblumen liebten, brauchten sie nur zu holen, um sie der Mutter als Gruß zu bringen. Da standen sie dann im Zimmer, und ihr zarter Duft brachte eine Ahnung vom kommenden Frühling ins Haus. An der Südseite des Berges gab es sogar einen "Veilchenberg", wo die blauen wohlriechenden Veilchen in großen Mengen wuchsen, als ob sie nur darauf wartete, gepflückt zu werden. Ob heute wohl noch wilder Märzenbecher und blaue Veilchen in so großer Zahl dort blühen? Die Zerstörungslust der Knaben war auch damals schon groß, viele gruben die Pflänzchen "mit allen Würzelchen" aus.

Im Süden und Osten der Stadt breitete sich "das Dühlholz" aus. Es war ein sehr urwüchsige Wald, der sich viele Kilometer weit bis nach Haste erstreckte und hinter Auhagen und der "Schier" bis an den Hagenburger Wald heran griff. Das Dühlholz war bekannt durch seine mächtigen Eichen und die schwarzen Rehe, die durch den Grafen Wilhelm, einem Zeitgenossen Friederichs des Großen, aus Portugal hier eingeführt sein sollen. An der Straße nach Lindhorst gab es gewaltige Exemplare von Eichen, darunter war eine, die etwa auf der Hälfte des 5 km langen Weges stand, von der erzählt wurde, dass sie die bekannten 1000 Jahre alt sein sollte. Sie war von riesigem Umfange, und die Forstleute hatten sie sicher ihres stattlichen Aussehens wegen immer geschont.

Als nach dem ersten Weltkriege das gesamte Gebiet westlich der Straße für Siedlungszwecke freigegeben und abgeholzt wurde, ist auch dieser Riese gefallen. Die ehemals durch tiefen Wald führenden Landstraße lag nun frei dar.

Die Waldgegend, wo die Landstraße nach Stadthagen abzweigte, hieß "das Bellersche Feld". Hier soll ehemals das Dorf Bellersen gelegen haben, dass später wüst geworden ist. Wald war darüber gewachsen, aber die Knaben, die manchmal in den lichten Eichenhochwald umher stöberten und nach Pilzen und Walderdbeeren suchten, glaubten noch Vertiefungen, die früher Brunnen gewesen waren und zerbröckelndes Gemäuer von Häusern zu finden. Heute ist das gesamte Gebiet in Ackerland umgewandelt.

An der Waldstraße nach Ottensen lagen die so genannten "Fuchslöcher", eine sandige, mit hohen Kiefern bestandene Fläche, wo sich neben vielen Fuchsbauten auch verwunschene, mit Schilf überwucherte Teiche befanden, in denen man allerlei Wassertiere beobachten und auch fangen konnte.

Weiterhin kam man an eine viele Morgen großen Waldwiese, wo man in der Abendzeit oft ganze Rudel von schwarzen Rehen sehen konnte, wie sie friedlich, und wenig Scheu vor den Menschen zeigend, ästen, und die Hasen hoppelten zwischen ihnen umher, als ob sie dazu gehörten.

Hier in der Nähe lag auch eine Stelle, die im schönen Mai gern von Blumenliebhabern aufgesucht wurde. Denn hier wuchsen in Mengen, eine Seltenheit in deutschen Wäldern, wilde Maiglöckchen. Man konnte große Sträuße davon pflücken, und der Verliebte holte wohl davon und brachte sie seiner Angebeteten als Zeichen seiner Zuneigung. Im Geäst der dicken Eichen hatten noch viele Raubvögel, wie Habichte, Bussarde, Sperber ihre Horste, und die zahlreichen Singvögel, die in dem dichten Unterholz am Rande des Waldes ihre Nester bauten, fanden in den Ebereschen, die an der Straße nach Ottensen wuchsen, reiche Nahrung.

Als der Knabe fünf Jahre alt war, durfte er mit "Willem" -alle Männer hießen damals "Willem"- oder "Heinerich"-zum ersten Mal nach der Bahnstationen Lindhorst fahren. Max, der dicke braune und Mohr, der Schwarze, wurden vor den Kastenwagen gespannt, die Sitzbank über die Seitenbretter gehängt, und die Pferde zogen an. Langsam rumpelte der Wagen über das holprige Pflaster der Stadt. Als sie draußen waren, schnalzte Willem mit der Zunge, und die Pferde setzten sich in Trab. Da stand die Windmühle, ihrer großen Flügel, die fast die Erde berührten, sausten im Winde, und ihre Leinensegel knatterten. Als sie an den großen Wald kamen, sagte Willem: "So, jetzt guck dich um, da kannst du die Stadt noch mal sehen!" Da lag sie, weit weg, ihr großer Turm war ganz klein, einige Dächer schimmerten rot im Sonnenlichte. "Können wir denn auch wieder nach Hause finden"? fragte der Junge. "Och du Bangeböxe, da finden die Pferde allein hin", beruhigte ihn Willem. Links ging die Straße nach Ottensen ab, soweit man sehen konnte, war Wald. Auch rechts und links ihres Weges standen hohe Eichen. Plötzlich lief ein kleines Tierchen mit einem großen buschigen Schwanz über die Straße. "Das ist ein Eichhörnchen", sagte der Knecht "pass auf, gleich springt es auf einen Baum!" Mit einem Satz über den Graben war es verschwunden. Rechts ging der Weg nach Stadthagen ab. Das standen mitten auf der Straße zwei Tiere und guckten ruhig zu ihnen herüber, eins war groß wie eine Ziege und das andere ganz klein. "Das sind Rehe, eine Mutter mit ihrem Kinde", erklärte Willem. "Pass mal auf!" Er klappte mit der Peitsche, und die Rehe liefen davon.

In Lindhorst fuhren sie zum Stationsgebäude, dahinter lagen die eisernen Schienen, auf denen die Züge fahren. Da gab es viele bunte Kiesel und der Junge stopfte sich die Taschen voll. Plötzlich rief Willem: "Schnell herauf, ein Zug kommt!" Der junge guckte dahin, wohin Willems Finger zeigte, da sah er einen kleinen Punkt, der schnell größer wurde. Auf einmal bebte die Erde, und eine ungeheure Maschine kam heulend und pfeifend auf sie zu. Der Junge lief zu Willem, fasste seine Hand und sagte: "Wir wollen hier weg!" Aber der Knecht meinte: "Du brauchst nicht bange zu sein, Hier kommt er nicht her. Pass auf, gleich fährt er wieder weiter!" Und richtig, pfeifend und zischend setzte sich das Ungetüm wieder in Bewegung. Der Junge atmete wieder auf. Als die Waren aufgeladen waren, Wilhelm ein Glas Bier getrunken hatte, auch der kleine Junge bekam ein Glas Himbeerwasser, fuhren sie zu-

rück. Im Walde begegnete ihnen der alte Förster Hesse, er hatte ein Gewehr umgehängt und rauchte seine Pfeife, ein großer Hund lief neben ihm. Bald waren sie wieder zu Hause angelangt. Der Junge packte seine Schätze aus und schenkte die zwei schönsten Kieselsteine der Mutter. Es war ein großes Erlebnis gewesen.

Von der Stadt zogen sich "Koppelwege" nach allen Richtungen in die Feldmark. Sie waren vielfach von hohen Hecken, in denen es Haselnussbüsche gab, eingefasst. Mit einem "Nothaken" zogen die Jungen die schlanken, biegsamen Zweige herunter und sammelten die Haselnüsse, die dann auf den Weihnachtsteller erschienen. Schmalere Wege hießen "Pattwege". Sie gingen oft mitten durch Wiesen und Felder. Nach Düdinghausen führte ein solcher Weg quer durch die Felder. Der Briefträger benutzte ihn, wenn er seine Post nach dort beförderte. War das Korn reif und hochgewachsen, so konnte man ein fast gespenstisches Bild sehen: ein Kopf mit einer Briefträgermütze wanderte über ein Kornfeld. Auch die großen Weiden rings um die Stadt waren von Hecken umgeben. Diese und vereinzelt stehende schön gewachsene Bäume gaben dem Vieh Schutz und Schatten. Es war eine fast parkartige Landschaft, die sich damals um die kleine Stadt ausbreitete, die weit ab von Eisenbahn und großen Verkehrsstraßen, wie beschützt von dem mächtigen Schlossturm, friedlich da lag. Dieses schöne Bild finden wir heute nicht mehr.

Die Landstraßen –Chausseen- hießen sie damals, waren im Allgemeinen in schlechterem Zustande als die heutigen. Unsere Grafschaft war bekannt wegen ihrer schlechten Straßen, während das reiche Schaumburg-Lippe ausgezeichnete Landstraßen hatte. Für Straßenbau wurde nicht viel ausgegeben. Es gab ja nur Pferdefuhrwerk, das bewegte sich langsam und Schlaglöcher machten ihm nicht viel aus. Der alte Straßenwärter Steinsiek, dem die Pflege und Erhaltung der Chausseen in der Umgebung der Stadt anvertraut war, ging morgens mit seiner Plattschaukeln an die Arbeit. Er legte abwechselnd einmal rechts, einmal links, alle 100 m drei oder vier Steine nebeneinander auf die Straße, so dass sich die Fuhrwerke nur in Schlangenlinien vorwärts bewegen konnte. Dadurch sollte verhindert werden, dass eine Seite der Straße überbeansprucht wurde. Abends nahm er die Steine wieder fort.

Bei dem geringen Verkehr wurden aber die Straßen nur wenig abgenutzt, und es dauerte Jahre, bis einmal eine Strecke erneuert werden musste. Dann wurden lange vorher Steine angefahren, und die "Steineklopfer" begannen ihre Arbeit. Sie bauten eine Schutzwand aus Strohgeflecht gegen den Wind auf, setzten sich auf ihre kleinen einbeinigen Schemel, nahmen, eine Drahtbrille vor den Augen, ihren langstieligen Hammer zur Hand und begannen, die Steine zu zerschlagen, einen nach dem anderen. Es war eine lange, mühselige Arbeit, und sie wurde nur gering bezahlt. Für 1 m³ bekamen sie ein paar Mark. Aber die Knaben wussten das nicht. Manchmal sahen sie zu, wie der Steineklopfer mittags über einem kleinen Feuer sein Essen in einem Henkelpott aufwärmte, und sie fanden die Arbeit des Mannes hinter der Strohwand recht gemütlich. Nachdenklich aber wurden sie, wenn sie mit einem schlechten Zeugnis nach Hause kamen, und der Vater im Unmut zu ihnen sagte: "Du wirst wohl noch einmal als Steineklopfer enden!"

Einmal nahm der Vater den Jungen mit nach Hannover. Er sollte die wilden Tiere im zoologischen Garten sehen. Als sie sich von der Mutter verabschiedeten, sagte sie: "Nun sei aber schön artig und hören zu, was Vater sagt und gehe nicht zu nahe an die Tiere heran!"

In Lindhorst gingen sie auf den Bahnsteig. Es gab noch keine Bahnsteigsperrre. Eben fuhr ein langer Güterzug langsam vorüber. Die offenen Wagen waren mit Kohle beladen, und auf einigen saß hinten auf einem kleinen Sitz ein Mann. Zum Schutz gegen die Kälte und den scharfen Wind war er in einen dicken Pelzmantel gehüllt und hatte seine Mütze tief über die Ohren gezogen. "Das sind Bremser", sagte der Vater, "wenn die Lokomotive pfeift, müssen sie bremsen!" Das muss aber schön sein, dachte der Knabe, schöner noch als Karussellbremser, den ganzen Tag umsonst durch die weite Welt fahren, über Wiesen und Felder blicken, tags den blauen Himmel und Nachts Mond und Sterne über sich zu haben.

Es gab damals I. II. III. IV. Klasse Personenwagen. Die IV. Klasse war für "Reisende mit Traglasten" bestimmt. Die Bänke zogen sich an den Wänden entlang, und in der Mitte befand sich ein freier Platz für Reisekörbe und Kiepen. Manchmal stand noch ein eiserner Ofen darin, der bei kaltem Wetter geheizt wurde. Die übrigen Personenwagen waren anders eingerichtet als heute. Jeder Wagen hatte eine Anzahl Abteile -Kupees- nannte man sie damals, und stieg von der Seite ein, und die Schaffner kamen während der Fahrt und knipsten die Fahrkarten-Billette. Gelegentlich kann man noch einen solchen Veteranen aus damaliger Zeit sehen. Die Züge fuhren übrigens bedeutend langsamer als heute.

In Hannover hielt der Zug in einer riesigen schwarzen Halle. Da waren so viele Menschen auf den Bahnsteigen, wie der Junge noch niemals in seinem Leben zusammen gesehen hatte. Vor dem Bahnhof stand ein Denkmal: ein großes Pferd, auf dem ein Reiter saß. "Das ist der König von Hannover," sagte der Vater. "Der muss gut reiten können," meinte der Junge, "das Pferd sieht ja aus, als ob es gerade auskratzen will!" Die Häuser waren höher wie in der kleinen Stadt der Rathausturm, und die Menschen auf den Straßen liefen so schnell, als ob es brennte. Manchmal fuhr ein Pferdeomnibus vorüber, hinten und vorn auf der Plattform standen Männer, und vor dem Bahnhof gab es eine lange Reihe von Droschken. Die Pferde hatten komische kleine Strohhüte auf, ihre langen Pferdeohren steckten sie durch Öffnungen im Hut.

Vater und Sohn setzten sich in eine Droschke und fuhren zum Zoo. Der Kutscher hatte einen weißglänzenden Zylinder aufgesetzt und sah aus wie ein Herr, der zur Hochzeit will. Im Zoo sah der Knabe zwei riesige Gestalten stehen. Er dachte erst, sie wären aus Eisen gemacht, aber auf einmal sah er, dass sie lebten. Der eine Elefant hob seinen Rüssel und kam auf den Jungen zugetrampelt. Der griff nach der Hand des Vaters.

Vor dem Affenkäfig standen sie lange Zeit. "Das sind aber komische Menschen", meinte der Junge, aber der Vater sagte "das sind keine Menschen, das sind Affen!" Manchmal sagt unsere Auguste auch du Affe zu mir," erinnerte sich der Junge und redete weiter: "Kuck mal Vater, der große, der oben auf der Stange sitzt, der hat einen Bart grade die Meiers Onkel." Der Vater schmunzelte und meinte: "Junge das darfst du nicht sagen, wenn das die Leute hören. Der Affe heißt Pavian." Unten auf dem Boden des Käfigs saß ein kleiner Affe blickte mit traurigen Augen auf einen Zwieback, der vor dem Gitter lag. Er konnte ihn nicht mit der Hand erreichen. Der Knabe wollte ihm helfen, und als sich der Vater gerade abwandte, kroch der Junge unter dem Absperrgitter durch und reichte dem kleinen Affen den Zwieback. Plötzlich schoss von oben der große Affe herunter, griff mit seinen langen Armen durch das Gitter, und ehe der Junge flüchten konnte, hatte er ihn am Ohr erwischt und riss ihn zu sich an den Käfig. Der Knabe sah die fletschenden Zähne des Affen vor sich und schrie vor Angst und Schrecken. Die umstehenden Leute schlugen mit Stöcken und Schirmen auf den Unhold ein, bis er schließlich losließ.

Das Ohrläppchen aber war eingerissen und das Ohr blutete stark. Die umherstehenden Frauen untersuchten die Wunde, gaben dem Vater Ratschläge und trösteten den Jungen. Eine Frau drückte ihm sogar eine Tafel Schokolade in die Hand. Doch der Vater war sehr böse und sagte: "Dich muss man nur mitnehmen, du bist ja dummer als ein Pavian, mein Leben lang kommst du nicht wieder mit!" Das war voreilig gesagt, wie es so manchmal im Leben geschieht. Tatsächlich ist der Junge später noch oft mit seinem Vater nach Hannover gereist. Der alte Vater Pavian aber nahm seinen kleinen Sohn liebevoll in den Arm, untersuchte sein Fell und zerknackte die gefangenen Flöhe zwischen seinen breiten, gelben Zähnen, dann und wann noch einen misstrauischen Blick auf den Knaben werfend. Und als Vater und Sohn sich abwandten, um die anderen Tiere zu sehen, schien es dem Sohn, als ob ein schadenfrohes Grinsen über das Gesicht des Pavians ging.

Der Ärger des Vaters war schnell verfliegen, besonders, als die beiden vor den Kängeruhs standen. Als der Junge über die grotesken Sprünge dieser Tiere laut lachte, lachte auch der Vater mit. Den Jungen aber tröstete die Tafel Schokolade, die er fest in der Hand hielt, und die er seinen Freunden zuhause zeigen wollte. Das war schon mal einen Augenblick Angst und etwas Schmerzen wert. Und als er von der Rückreise im Kaffee Kröpke noch einen "Mohrenkopf" vorgesetzt erhielt, es war der erste Mohrenkopf seines Lebens, war sein Glück vollkommen.

Als ums Jahr 1908 der Bau des Mittellandkanals begann, fielen große Teile des Dühlholzes der Axt zum Opfer. Das gesamte Waldgebiet, das rechts der Straße vom Kanal bis dicht vor die Stadt reichte, wurde niedergelegt. Der Schaumburger Wald wurde zurückgedrängt. Einige Jahre später verschwanden "Erlen" und "Wassertal" und, wie schon ausgeführt, auch der Wald rechts der Straße nach Lindhorst.

Vorher hatte "die Verkopplung" bereits der grundlegenden Veränderung des Landschaftsbildes begonnen. Feldwege wurden umgelegt, Gräben zugeworfen oder neu ausgehoben, die hohen Nusshecken verschwanden, die einzelnen stehenden Bäume, nun als störend empfunden, wurden beseitigt und die Wiesen und Weiden mit den beliebten Stacheldraht eingefriedigt. Es war eine solche Veränderung zum Schlechten eingetreten, dass der hier als Knabe Aufgewachsene, der dies alles als seine Heimat betrachtete, sie zuerst nicht wiedererkannte, als er nach langen Jahren der Abwesenheit zurückkehrte. Vergebens suchte sein Auge diesen oder jenen vertrauten Fleck. Es war alles anders geworden.

Gewiss, die Verkopplung war vielleicht notwendig, um die Landwirtschaft rationeller betreiben zu können, um sie wettbewerbsfähig mit dem Auslande zu halten, um dem Bauern vielen unnützen Wege zu ersparen, und was man alles für Gründe dafür anführen mag. Aber ob man sie so radikal gestalten musste? Heute würde man das vermutlich mit etwas zarteren Händen anfassen.

Die Stadt liegt in einer wasserreichen Gegend. Südlich der Hauptaue, die als die Sachsenhäger Aue bezeichnet wird, gibt es den Ziegenbach, der sich südöstlich der Stadt mit der Hauptaue vereinigt. Dazu hat man früheren Jahren noch die so genannte "Dammaue" künstlich geschaffen. Sie wurde von der Hauptaue abgezweigt, dort wurde ein kleines Wehr errichtet, und nun fließt sie mit geringem Gefälle langsam um die übrige Stadt herum. Vielleicht wollte man auch diesen Stadtteilen Wasser zuführen, oder was sonst der Zweck dieser Umgebungsauere gewesen ist? Jedenfalls war es kein Festungsgraben, da die Stadt außer den Stadttoren keine Befestigungsanlage hatte.

Diese letzten beiden Auen mit ihrem einstmalig so reinen und klaren Wasser sind heute in stinkende Gräben verwandelt, die die ungeklärten Abwässer mehrerer Fabriken am Oberlaufe der Aue aufnehmen müssen. Ihr blauschwarzes, oft mit weißen Schaumkämmer bedecktes, giftiges Gewässer verpestet besonders in den Sommernächten die Luft des ganzen Städtchens, und die Bewohner der Häuser, die unmittelbar an der Aue liegen, sind gesundheitlich in höchstem Maße gefährdet. Die Gase, die aus der Aue

aufsteigen, sind so giftig, dass Metallgegenstände, wie Kupferkessel, Silberschmuck, oft schon in einer Nacht vollständig schwarz werden. Helle Tapeten in den Räumen bekommen große, schwarze Flecken, und weiß gestrichene Fenster werden in kurzer Zeit blau.

Es fällt schwer, ihr nicht heftig zu werden und bittere Worte zu gebrauchen, denn es ist unverständlich, wie in einem geordneten Staatswesen, wo jedes Unrecht, das man den Nächsten zufügt, bestraft wird, einige Fabrikbetriebe eine ganze Stadt verpesten dürfen. Selbstverständlich hat sich die Stadtverwaltung zur Wehr gesetzt, und dann und wann kommt auch eine Kommission, um den Fall wieder mal zu untersuchen, Wasserproben werden entnommen, um analysiert zu werden, man verspricht auch Abstellung dieses Skandals und vertröstet auf später. Neuerdings soll es etwas besser geworden sein. Das in solchem Gewässer kein Fisch, kein Lebewesen, auch keine Pflanze gedeihen kann, braucht wohl nicht mehr besonders betont zu werden. Die Frösche, die auf den weiten Wiesen, die die Auen umsäumen, früher in großer Zahl und umherhüpften und ihren Laich besonders in der langsam fließenden Dammaue ablegten, sind restlos verschwunden.

So haben denn auch Störche, die früher Jahr für Jahr auf dem alten Goldschmidchen Hause in der Mittelstraße ihre Jungen ausbrüteten, und oft auch dem hohen Dach des Schlossturms standen und lustig klapperten, Abschied auf Nimmerwiedersehen genommen. Die Abwanderung der Kiebitze, die früher alljährlich in großer Zahl in den "Steinwegswiesen" nisteten, dürfte allerdings wohl kaum mit der Verpestung der Gegend in Zusammenhang stehen. Die ehemals sumpfigen Wiesen sind heute für die Vögel zu trocken geworden. Die Eier der Kiebitze wurden von den Jungen oft gesucht, aber nur selten gefunden. Die großen, schönen Vögel versuchten durch Täuschungsmanöver und Tricks, die Sucher von ihren Nestern fortzulocken, was das erfolglos, so stießen sie mit großem Geschrei immer wieder herunter, bis der ungebetene Gast das Weite suchte.

Auch die Badeplätze der Jungen, "die große und die kleine Drehkuhle," die Stelle, wo sich auch Hauptaue und Ziegenbach vereinigen, sind verwaist. Heute müssen die Kinder ihre ersten Schwimmversuche in dem viel gefährlicheren Kanal machen. Die Anwohner des Ziegenbachs, der einzigen Aue, die noch reines Wasser führt, müssen sogar befürchten, dass auch dieser Bach noch verseucht wird.

Und wie klar und rein war einstmals das Wasser der Auen! Ihre silbernen Wellen plätscherte durch blumige Wiesen, und zahlreiche Fische und anderes Wassergetier lebten in den kühlen Fluten. Hechte, fette Aale, dicke Aalquappen gab es, und in Schilf und zwischen Wasserpflanzen fingen die Jungen den damals hier schon seltenen Fisch, den Schlammpeitzger. Und beim Baden holten sie vom Grunde des Baches Muscheln und suchten nach köstlichen Perlen darin, ohne allerdings jemals eine zu finden, oder sie fingen Krebse und ließen sich von ihnen in die Finger kneifen.

Wie vielerlei gab es im Wasser oder darüber so beobachten: Buntschillernd wie ein Juwel flog die blaue Wasserjungfer dahin, und harmlos, mit durchschimmernden zarten Flügeln saß die Eintagsfliege an der gelben Iris, aber welche gefährlichen Räuber waren ihre Larven im Wasser! Da klebte Köcherfliege ihr Gehäuse Steinchen an Steinchen zusammen, und ein dicker Gelbbrandkäfer fraß an einem kleinen Stichling, den er gefangen hatte. Und wie wunderbar war erst die Entwicklung eines Frosches, die die Jungen durch alle Stufen beobachteten! Aus dem winzigen, stecknadelkopfgroßen, schwarzen Eichen, das in einer gelantineartigen grauen Masse lag, bildete sich die kleine Kaulquappe, die emsig umher schwamm und Nahrung suchte. Das Tierchen wurde größer, bald waren die Hinterbeine da, kurz darauf die Vorderbeine, der kleine Schwanz, den es bisher zur Fortbewegung benutzt hatte, fiel ab, die Kiemen verschwanden, und aus der Kaulquappe war, zu seiner eigenen großen Verwunderung wahrscheinlich, ein kleiner Frosch geworden, der nun auf das Blatt einer Teichrose kletterte und erst einmal richtig Luft einsog.

Die Frösche waren damals so zahlreich, dass ihr Laich wie eine dicke, graue Masse auf den Gräben und besonders auf dem fast stillstehenden Wasser der Dammaue lag, und Sommernächte und melancholisches Gequake der Frösche gehören in der Erinnerung zusammen. Die Fischerei war verpachtet an den Malermeister Buschmann, auch "Robinson" genannt, der ein eifriger Fischer war und mehrmals jährlich einen ergiebigen Fischzug tat. Seine Netze hatte er allen Bechern und Gräben aufgestellt, aber er gönnte auch den Jungen die Freude, sich als Wildfischer zu betätigen, wann und wo sie es wollten.

Zwischen mehreren Häusern führten breite "Wassergänge" zur Aue hinunter, und die Kühe, die abends von der Weide kamen, tranken sich hier voll, bevor sie in ihre Ställe zurückkehrten. Und an Sommerabenden ritten Knechte und Jungen die Pferde durch die tiefen "Pümpe" der Aue, dass das Wasser Roß und Reitern um die Ohren spritzte. Ja, so war es früher! Und heute? So, wie es jetzt ist, kann und darf es nicht bleiben. Die Verpestung des Auewassers ist zweifellos die hässlichste Verschandelung des Landschaftsbildes.

Es mögen 800, vielleicht auch schon mehr Jahre vergangen sein, die Geschichtsforschung setzt dafür das Jahr 1235 ein, als an dieser Stelle des Zusammenflusses zweier Bäche riesigen Sumpfurwalde, der sich damals noch zwischen Bückeberg und Rehburger Bergen ausbreitete, die ersten Menschen auftauchten. Sie rodeten den Wald, huben die Graft aus, trugen und karrten die ausgehobene Erde zu einem Hügel innerhalb des Schutzgrabens zusammen. Weitere Erdmassen wurden aus einem Gelände, das heute

östlich der Straße liegt, dem "Diek" herangeschafft. Auf diesem künstlichen Hügel begann man mit dem Bau der Burg, ursprünglich ein sehr einfacher Bau, der zuerst vielleicht nur als Fluchtburg für Notzeiten gedacht war, aber im Laufe der Zeit zum "Schloss" ausgebaut wurde.

Die letzten Verschönerungen stammen vom Fürst Ernst, kurz vor Beginn des Dreißigjährigen Krieges. Aber ein Gebäude, das Anspruch auf den Namen "Schloss" erheben dürfte, ist trotzdem nicht daraus geworden. Der heute einzeln stehende Turm ist fast schmucklos, und das eigentliche Wohnhaus blieb äußerlich und auch innen ärmlich. Es passt sich aber so dem bescheidenen Charakter des Städtchens an.

Die Schlossbediensteten, Knechte, Landarbeiter, Handwerker, errichteten in unmittelbarer Nähe der schützenden Burg ihrer Wohnstätten. Wegen der sumpfigen Umgebung war der Platz, den sie dafür zur Verfügung hatten, nur klein, ein etwas erhöhtes Gelände an der Haupttaue. Da der Bach Jahr für Jahr das Land weithin überschwemmte, so mussten die Häuser eng zusammengedrückt werden. Haus stand neben Haus, als ob sie sich gegenseitig stützen und schützen wollten gegen Wasserfluten und vielleicht auch gegen Diebe und Räuber. Alle Häuser kehrten ihre spitzen Giebel der Straße zu und alle hatten große Scheunentore, um die Erntewagen einzulassen. Die Gebäude waren klein und boten nur bescheidene Unterkünfte für Menschen und Vieh. Ihre Bodenträume waren für Heu und Stroh bestimmt. Das Bauholz, gewöhnlich Eichenholz, war billig. Man holte es aus dem nahen "Wohld". Der Weg dorthin heißt heute noch "Holztrift". Das übrige Baumaterial, Lehm und Stroh gab es genügend an Ort und Stelle. So etwa erzählte der Lehrer in der Schule über die Entstehung des Ortes, und so mag es auch wohl gewesen sein. Nördlich der neuen Siedlung hatte sich noch eine kleinere Gemeinde mit eigener Verwaltung gebildet, "Kuhlen", die später in der größeren Ansiedlung aufging, doch der Name blieb.

Der den Ort umgebenden Wald wurde nach und nach weiter zurückgedrängt und das freigewordene Rodeland in Äcker und Viehweiden verwandelt. Es war fruchtbarer Boden, den man ihr gewann, er gehört mit zu den besten in der Grafschaft. Aber die Bewohner des Ortes blieben trotzdem arm, das neue Land wurde nicht ihr Eigentum, sondern gehörte der Herrschaft. So blieb auch die Lebenshaltung der Menschen bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts bescheiden, fast schon ärmlich. Und arm und ungepflegt sahen auch Wohnstätten der Bürger noch aus in der Zeit, von der hier berichtet wird. Allerdings, die Lehmwände waren zum Teil schon durch Ziegelwände ersetzt, und Strohdächer gab es in der Stadt schon längst nicht mehr, man konnte sie aber auf den Dörfern noch finden. Die meisten Bauern beackerten ihre wenigen Morgen Land noch mit ihren Kühen, sie waren "Kuhbauern". Es gab nur einige Pferde im Orte. Erst als die Domäne aufgeteilt wurde, es ist schon darüber berichtet, kam eine mäßige Wohlhabenheit in die Stadt.

Während der Ort am Ende des dreißigjährigen Krieges etwa 450 Einwohner hatte, waren es um 1880 rund 900. Neue Handwerker waren zu bekommen, Kaufläden und Gastwirtschaften hatten sich aufgetan, Arzt und Apotheker niedergelassen. Ganz langsam war der Ort zur Kleinstadt geworden.

Mit Gastwirtschaften war die Stadt damals reich gesegnet, es gab davon nicht weniger als sieben. Doch konnte keine der Wirte vom Ertrage seiner Wirtschaft leben, der materielle Rückhalt war für sie ihre Landwirtschaft. Es waren ja noch die auf den ersten Blick so sagenhaft schönen Zeiten, in denen ein Glas Bier (3/10 l) zehn Pfennig kostete, ein "Schluck" und eine Zigarre für je fünf Pfennige zu haben waren, und ein gutes Mittagessen für eine Mark serviert wurde. Man lebte damals üppiger als heute und aß bedeutend mehr Fleisch.

Ein ganzer Liter Schnaps war für 60 Pfennig zu kaufen, und 1 l bester Kornbranntwein, der gewöhnlich aus Schöttlingen bei Lindhorst bezogen wurde, kostete eine Mark. Ja, das waren noch Zeiten für Süffels oder "Söffler", wie sie verächtlich genannt wurden. Besonders hartnäckige Trinker wurden übrigens auf einer „Säuferliste“ die amtlich vom Landratsamt aufgestellt wurde, gesetzt. Diese hing in allen Wirtschaften aus, und kein Wirt durfte an die so angeprangerten Alkohol verkaufen. Trotzdem brachten es einige „Hartsäufer“ unter ihnen fertig, weiterhin Abend für Abend betrunken nach Hause zu kommen. Die Grenze nach Schaumburg Lippe, wo die Schaumburger Säuferlisten nicht galten, lag zu nahe. Es war ein wenig schöner Anblick, diese Trunkenbolde durch die Straßen torkeln zu sehen, und leider sah man sie fast täglich. Die Erwachsenen, die ihnen begegneten, würdigten sie keines Blickes und gingen ihnen weit aus dem Wege. Aber die Jungen folgten ihnen lachend und johlend und riefen ihnen Schmähworte nach und freuten sich über ihre hilflosen, drohenden Gesten, mit denen sie die Jungen verscheuchen wollten.

Ein Pfund Bauernbutter kostete eine Mark. Da es noch keine Zentrifugen gab, ließ man die Milch in "Milchsatten" so lange stehen, bis man den Rahmen abheben konnte. Dann wurde in Butterfässern "gebuttert". Später gab es die "Zentrifugen", mit deren Hilfe die "Süßrahmbutter" hergestellt wurde. Vor 1900 verkaufte die erste Molkerei, die in der Gegend errichtet wurde, es war die Centralmolkerei in Lindhorst, dass Pfund Butter für eine Mark. Ein Pfund Kalb- oder Rindfleisch kostete 60 bis 80 Pfennig, 1 l Milch zehn Pfennig, ein Schock Eier drei Mark, man kaufte sie schock- oder mandelweise. 1 m besten Anzugstoff kaufte man für 8-10 Mark, man rechnete allerdings noch nach Ellen, und der Schneider fertigte den Anzug für 15 Mark an. Die Preise für die übrigen

Bedarfsartikel waren entsprechend niedrig, doch mag die Aufzählung dieser wenigen Beispiele genügen. In der Großstadt war naturgemäß alles etwas teurer.

Um aber ein richtiges Bild von der Lebenshaltung der Menschen von damals zu gewinnen, muss man die Preise für die wichtigsten Bedarfsartikel in Beziehung zu den Einkommen der arbeitenden Bevölkerung setzen, dann sieht die Sache allerdings weniger rosig aus.

Ungelernter Arbeiter, die sich damals „Tagelöhner“ nannten, bekamen als Tageslohn für 10 h Arbeit, 1,80 DM, Maurer 2,50 DM, junge Lehrer ein Monatsgehalt von 80 DM, "Dienstmädchen" begannen ihren sauren Beruf mit zehn Talern, das sind 30 DM jährlich, dazu kamen noch Verpflegung und Geschenke, die vorher vereinbart wurden. Vergleicht man Löhne und Preise miteinander, so wird man feststellen, dass es den Menschen von heute besser geht.

Aber da war auch manches, was wir uns heute wohl gern zurück wünschen möchten. Es gab keine Arbeitslosigkeit und damit auch keine zu jahrelanger Untätigkeit verurteilte, verbitterte Menschen. Jeder, der arbeiten wollte, konnte Arbeit finden, wenigstens war es so in der Kleinstadt. Arbeitsämter und Finanzämter waren nicht vorhanden. Steuern und Abgaben waren gering, und Wohnungsämter gab es nicht. Gute Wohnungen kosteten damals 80 bis 100 DM jährlich, kleinere waren bedeutend billiger. Jeder konnte die Wohnung mieten, die ihm zusagte, die er bezahlen konnte, Badezimmer und Wasserleitung, elektrische Licht, Wasserspülung kannte man natürlich nicht, man konnte auch ohne das auskommen. Die Zimmer waren in vielen Häusern noch nicht tapeziert die Wände waren gekalkt. Das besorgte vielfach der Hausherr selbst. Mit Kalkeimer und dem großen "Wittjequast" bewaffnet, kalkte er jedes Jahr die Wände neu, zog oben zur Abgrenzung einen feinen blauen Strich, und das Zimmer war hygienisch sauber, und die Herrichtung kostete so gut wie nichts. Auch die Fußböden waren vielfach nicht gestrichen. Die breiten Dielenbretter wurden nach gründlichem Schrubben mit feinem, weißem Sand, der aus der Gegend des Steinhuder Meeres kam, bestreut. Der knisterte leicht unter den Schuhen und gab dem Raum einen festlichen Anblick.

Aber jede Familie, die es sich leisten konnte, musste eine "gute Stube" haben. Die wurde allerdings nur bei festlichen Gelegenheiten geöffnet, sonst war sie verschlossen und ihr Betreten streng verboten. Doch an den Weihnachtstagen, Kindtaufen und Konfirmationen oder den großen Kaffeegesellschaften, die die Mutter zwei Mal jährlich gab, versammelte sich die Festgesellschaft. Und in der Erinnerung liegt noch der Duft der Kaffeekanne über ihr und der würzige Geruch des Weihnachtsbaumes, und die Bilder aller Menschen werden wieder lebendig, die damals dort tafelten. Da sitzen sie wieder auf dem mit rotem Rips bezogenen Sofa oder auf den verschnörkelten, steifen Stühlen um den großen polierten Nussbaumtisch und freuen sich des Lebens.

Die Biedermeierzeit lag schon einige Jahrzehnte zurück, und die Möbelindustrie der späteren Zeit hatte besonders hässliche Möbel hervorgebracht, das Vertikow mit dem Muschelauflauf, den großen Spiegel auf der Marmorkonsole, die steifen und unbequemen Rohrstühle mit den verschnörkelten Beinen, den Staubwedel im vergoldeten Körbchen, und was alles dazu gehört. Auf den polierten Tischen lagen bunte Plüschdecken, und über Türen und Fenstern hingen dunkle Samtportieren. Aber die blütenweißen Gardinen und die gestärkten Damast-Tischtücher gehörten auch dazu. Doch in dem Zimmer der Großmutter konnte man sie noch finden, die Möbel aus der Biedermeierzeit aus hellem Eschen- oder Kirschbaumholz, diese behaglichen, schlichten Möbel, die in Harmonie mit der inneren Welt der Menschen von früher standen. Da stand auch noch das alte Tafelklavier, und Nippesfiguren aus Porzellan waren darauf, und manchmal hörte man noch die schon etwas blechern klingenden Töne des alten Instruments, und es war wie ein Lied aus vergangenen Zeiten: "Als einst im Maien die Nachtigall schlug, lang, lang ist's her, lang, lang ist's her!"

Die Großmütter waren damals gütiger und nachsichtiger mit den Kindern als die Eltern, und so sind die wohl auch noch heute. Sie nahmen die törichten Knabenstreiche nicht so tragisch und wusste immer Rat für die Nöte der Jungen. Das Alter hatte ihr Haar gebleicht und Zähne genommen aber Lebensweisheit und Sanftmut des Herzens dafür wiedergegeben. Sie sahen älter aus als die heutigen Großmütter. Auf dem weißen Haar trugen sie kleidsame Spitzenhäubchen. Sie saßen im „Sorgenstuhl“, und die Füße in „Puschen“ standen auf der „Fußbank“. Neben ihnen auf dem Tisch befand sich die Dosen mit Kandiszucker, und im Mahagonischrank war das Körbchen mit süßen Hörnchen für die Enkelkinder. Immer hatten sie Spielsachen bereitliegen für die Kinder, und immer war es schön bei der Großmutter. Mit einer aus jener Zeit stammenden Nippesfigur, einem Fuchs mit einer Kiepe auf dem Rücken, verbindet sich für den damaligen Knaben noch heute nach fast sieben Jahrzehnten das freundliche Bild der Großmutter: aus einer Fußbank zu Füßen der Frau sitzt der Junge und lauscht atemlos ihren Erzählungen über den listigen Fuchs, und das lächelnde Gesicht der "Oma" beugt sich über ihn.

Das einzige "Hotel" der Stadt mit zwei oder drei bescheiden möblierten Zimmern und einem kleinen Saal war der Ratskeller. Besitzer war G. H. Reichwage, ein stattlicher Mann mit langem weißen Bart. Hier wohnten die Reisenden Kaufleute, "Reisende" nannte man sie kurz. Sie kamen mit eigenem Fuhrwerk und Kutscher und führten ihre großen Musterkoffer mit. Meistens blieben sie mehrere Tage, besuchten die Kaufleute, und abends nahm ihnen der Wirt beim Skat das Geld ab. Die regelmäßigen Skatgenossen Reichwages waren der Arzt, der Apotheker und der Bürgermeister. Gelegentlich erschienen auch einige wenige Gäste, tranken ein paar Glas Bier, unter der Wirt saß mit der langen Pfeife die damals allgemein geraucht wurde, mit Weichselrohr und Meerscham-

kopf, auf dem schwarzen Wachstuchsofa zwischen ihnen. Er führte ein ruhiges, behagliches Leben, hatte aber dafür auch wenig Geld. Er klebte seine Briefmarken in das Album und hatte eine Vogelei-Sammlung. Am Sonntagmorgen ging er über die blühenden Wiesen und pflückte Blumen.

Einmal hatte er die Jungen beauftragt, ihm ein Habichtsei zu besorgen und dafür eine Belohnung von einem Groschen in Aussicht gestellt. Im hohen Wipfel einer dicken Eiche im Wassertal war ein Habichtsnest. Ein Junge kletterte hinauf, steckte in jede Tasche eins der dicken braun-gefleckten Eier und machte sich auf den Rückweg. Als er halb unten war, kam einer der großen Vögel und flatterte über den Knaben. Der ließ den Ast los und stürzte hinunter. Die Eier waren hin, aber große, gelbe Kleckse zierte seine Sonntagsjacke. Seine Freunde freuten sich. Er bekam keinen Groschen aber zu Hause eine Tracht Prügel.

Dr. Grevemeier war der erste Arzt der sich für dauernd in der Stadt niederließ. Bis dahin waren die Kranken auf den Hagenburger Arzt angewiesen. Hagenburg liegt etwa 8 km entfernt. Aber der Medikus wurde nicht allzu oft bemüht. Leben und Sterben liegt in Gottes Hand. War die Stunde da, so musste der Mensch hinweg, da konnte auch der Arzt mit seinen Mitteln nicht viel mehr helfen. Man holte den "Sani", wie er auch genannt wurde, gewöhnlich erst dann, wenn die Krankheit eine schlimme Wendung zu nehmen schien. Wenn es in der Stadt hieß: "Sie haben sogar schon den Doktor geholt", und die Kunde lief schnell von Haus zu Haus, dann musste man fürchten dass die Sterbeglocken bald läuten und die Totenfrau, Frau Mensching, mit den schwarzen Umschlagtuch von Haus zu Haus gehen würde um anzusagen. Dr. Grevemeier hatte also nicht allzu viel zu tun. Das bekümmerte ihn aber wenig. Er war Junggeselle und blieb es viele Jahre. Seine Mutter, die eine kleine Pension bezog, führte ihm den Haushalt. Und er selbst verdiente wohl so viel, dass er bescheiden leben konnte. Aber er war ein fröhlicher Zecher, der die schöne Sitte seiner Göttinger Burschenschaft beibehalten hatte, dreimal täglich, morgens, nachmittags und abends einen Schoppen zu trinken. Die heute nicht mehr vorhandene Wirtschaft Reineke am Markt war sein Stammlokal. Hier trank er seine verschiedenen Halbenliter und wanderte dann wieder, vielfach den Stock oder den Regenschirm wie ein Gewehr geschultert nach Hause.

Dann und wann fuhr er auch mit seinem alten Kutscher Büsselberg in den kleinen Kutschwagen über Land in die umliegenden Dörfer und besuchte die wenigen Patienten. Die gesetzliche Krankenversicherung war erst kurz zuvor eingeführt, um Privatpatienten waren rar, obwohl der Arzt nur eine Mark für den Besuch nahm. Dr. Grevemeier, "der Sanitätsrat", wie er später hieß, war ein kluger und belesener Mann. Er liegt auf den schönen Waldfriedhof in Bad-Rehburg, seiner Heimat, begraben.

Der Gastwirt Reineke war Lohgerber. Das war ein Beruf, der seinen Mann ernährte, denn diese Handwerker galten allgemein als wohlhabend. Aber die Arbeit, die sie zu verrichten hatten, war schwer und wenig sauber. Man konnte schon vor dem Hause riechen, wo ein Lohgerber wohnte, denn dort roch es nach Lohe.

Nachdem die Felle durch chemische Mittel meist war es Kalk, von den Haaren befreit waren, wurden mit großen Schabemesser alle etwa noch anhaftenden Fett- und Fleischteile von den Häuten entfernt. So vorbereitet kamen sie in tiefe Gruben, die sich im Hof der Lohgerbereien befanden, und wurden mit Lohe bedeckt. Eine Haut mit je einer Schicht Lohe kam auf die andere, bis die Grube gefüllt war. Sie blieben einige Monate liegen, dann wurden sie umgelegt und nochmal umgelegt. Der ganze Vorgang dauerte etwa 1 1/2 Jahre. Waren die Häute dann richtig fest, so wurden sie einige Wochen in die fließende Aue gelegt, heraus genommen, getrocknet, und das Leder war fertig zum Verkauf.

Damals gab es noch die wandernden Schuster, die in die Häuser gingen und die Schuhreparaturen dort ausführten. Sie blieben, besonders in kinderreichen Familien oft mehrere Tage, flickten und besohlnen alle Schuhe, in erster Linie natürlich ewig zerrissene der Jungen und schlugen in die Sohlen noch dicke Nägel, die "Dickköpfe", um sie vor zu schneller Abnutzung zu schützen. Für diese Schuster kaufte man vom Lohgerber einige Pfund besten Kernleders. Die Lohe, die die Gerber benutzten, war Eichenlohe aus gemahlener Eichenrinde. Die gefällten Bäume wurden von den Gerbern selbst entrindet. Heute ist der Beruf in der Stadt ausgestorben. Das verpestete Auewasser dürfte einer der Hauptgründe dafür gewesen sein.

Um ihre Felle in der Aue besser handhaben zu können, hatten die Lohgerber hinter ihren Gerbereien schmale Stege über das Wasser gebaut. Eine dieser kleinen Brücken wäre beinahe einem Attentatsversuch der Jungen zum Opfer gefallen: Damals kamen ersten Bücher des hernach so berühmt gewordenen Karl May auch in das abgelegene Städtchen, und jeder Junge verschlang sie fast. Das war die Welt der Knaben, die Karl May schilderte, die verstanden sie, solche Männer wollten sie auch werden. Wie verwegen, wie klug, tapfer, edel, stolz und treu waren diese Kerle! Lachend ertrugen sie die schlimmsten Schmerzen, unbewegt standen sie am Marterpfahle, und furchtlos und ohne Klage gingen sie zum großen Geist in die ewigen Jagdgründe.

Unter der Führung Heinerrichs, der sich nun "Adlerauge" nannte, spielten die Knaben Indianer. Sie schwangen den Tomahawk, schossen mit Pfeilen und warfen mit Speeren. Über die Herstellung von Schießpulver als eine Erfindung des Mönchs Berthold Schwarz waren sie in der Schule unterrichtet. Sie stellte es aus Salpeter, Schwefel und Holzkohle selbst her. Um die Wirkung zu erproben, gab der Häuptling den Befehl, einen Steg in die Luft zu sprengen. Eine kleine Blechdose diente als "Bombe", die Zündschnur war ein Bindfaden der in flüssigen Schwefel getaucht war. Die Bombe wurde unter den Steg gelegt, die Zündschnur ange-

zündet, und Häuptling Adlerauge und seine Untergebenen verkrochen sich in Schilf und Busch. Langsam fraß sich das Feuer an der Schnur entlang, von 20 Augenpaaren erwartungsvoll verfolgt. Jetzt erreichte es die Brücke, alles duckte sich nieder, jetzt musste der Krach erfolgen, aber es geschah nichts! Sollte der Funke verglimmt sein? Ungeduldig warteten die Jungen noch. Dann schickte der Häuptling den kleinsten Indianer Willi als Kundschafter vor.

Willi ging nur zögernd, aber tapfer beugte er sich nach unten und griff zu, um die Bombe hervorzu holen. Da erfolgte der Krach, und Willi, der kleine Indianer, lag im Wasser. Aus dem Wasser aber erhob sich mit lautem Geschrei ein kleiner Neger. Er hielt die Hände vor sein schwarzes Gesicht und wimmerte: "Meine Augen, meine Augen!" Als hilfreiche Freunde, die zufällig ein Taschentuch bei sich hatten, die verklebten Augen auswischten, war er wieder sehend geworden. Nur verbrannte Haare und versenkte Stellen im Gesicht gaben Kunde davon, dass Willi einen gefährlichen Auftrag tapfer ausführte.

Aber in der Stadt hatte man den Knall der Explosion gehört und man vermutete richtig, dass „die vermucktigen Jungens“ wieder Dummheiten machten. Als Leute kamen, um nachzusehen, hatte Häuptling Adlerauge bereits seinen wallenden Federschmuck abgerissen, den Holzsäbel weggeworfen und war ausgerissen. Aber das nützte ihm nichts, man kannte seinen hohen Rang und wusste dass er immer der Anführer war. Er wurde ergriffen und gemeinsam mit seinem Opfer dem ergrimmtten Vater vorgeführt. Der verbläute ihn so, dass Adlerauge nicht lachte, wie es die Indianer am Marterpfahl tun, sondern gequälte Laute höchsten Missbehagens des von sich gab, die man Straßenweit hören konnte. Die übrigen Indianer schlichen mit recht gemischten Gefühlen nach Hause, einesteils vor Freude jauchzend, dass der gefürchtete Häuptling solche unwürdigen Schmerzensschreie von sich gab, andernteils aber bänglichen Herzens ein ähnliches Strafergericht erwartend. Das blieb auch nicht aus. Martern aushalten können nur wirkliche Indianer, wie Karl May beschrieben hat.

Der Apotheker Mülhause war schon ein alter Mann. Er trug wie viele Männer der damaligen Zeit einen langen Vollbart. Solche Bärte nannte man in despektierlicher Weise auch „Fußsäcke“. Ein Fußsack war innen mit Pelz oder Schaffell bekleidet. Man steckte die Füße hinein, wenn man im Winter eine längere Schlitten- oder Wagenfahrt unternehmen musste. Ein gepflegter Vollbart, der sich in goldenen oder silbernen Wellen über eine Männerbrust niederkräuselte, war eine wirkliche Manneszierde. Er hob das Ansehen seines Trägers, stärkte sein Selbstbewusstsein, machte ihn begehrenswert für die Frauenwelt, wärmte ihn und verhinderte Zahnschmerz und Mandelentzündung. Sein Besitzer sparte Seife und Zeit, und die Kinder blickten ehrfurchtsvoll zu dem Bartträger empor. Da gab es noch keinen Zweifel, wer der gesetzliche Familienvorstand war. Das war der Mann mit dem Bart. So schien es wenigstens dem Uneingeweihten. In Wirklichkeit war es aber auch damals ganz anders. Zwar führte der Pastor vor dem Traualtar immer das Wort der Bibel an: "Er soll dein Herr sein!" und die jungen Ehefrauen nahmen das ohne Widerspruch hin. Sie forderte keine „Gleichberechtigung“, nahmen aber nach kurzer Zeit die Zügel in die Hand und regierten die Familie und den Mann mit. So war es in vielen Ehen, und solche Ehen waren haltbarer und vielleicht auch glücklicher als es heute vielfach ist. Von Ehescheidungen hörte man wenigstens in der Kleinstadt nichts. Aber es könnte sein, dass daran auch die Bärte schuld waren.

Doch gab es auch Bärte, bei deren Anblick die Kinder ein Zittern überlief. Zu solchem Bartbesitzer kam kein "Putzer" Barbier ins Haus, um sie für den sonntäglichen Kirchgang zu "putzen". Wie verkrautetes stachliges Dornengestrüpp überwucherte der Bart das Gesicht, so dass man vielfach nur noch Augen und Nasenspitze einigermaßen erkennen konnte. Und wie bequem und billig machte es damals der Putzer seinen Kunden. Jeden Sonntagmorgen, bevor die Glocken läuteten, ging er mit seinem Handwerkszeug durch die Straßen des Städtchens, rasierte, schnitt Haar und Bart und kräuselte mit der Brennschere die Schnurbärte seiner Klienten, dass die Bartspitzen sich lockig bogen und es eine Lust war, sie anzuschauen. Für solche Schönheitskur bezahlte man monatlich 2 bis 3 Groschen. Der Barbier war gleichzeitig Zahnzieher. Dentisten oder Zahnärzte gab es nicht. Zahnschmerzen musste man ertragen oder den mannhaften Entschluss fassen, zum Putzer zu gehen, der den hohlen Backenzahn, natürlich ohne Betäubung, mit einem Ruck herausriss. Aspirin oder sonstige schmerzstillende Mittel waren unbekannt. Kinder weinten meistens so lange, bis sie erschöpft einschliefen.

So war es bis dahin immer gewesen. Putzer Hartmann übte vier Berufe aus. Er war Landwirt, Gastwirt, Barbier und Zahnzieher. Sein Ordinationsraum war die Gaststube. Hier nahm auch der Zahnkranke mitten im Zimmer auf einen Stuhle Platz. War es Abend, so wurde die Hängelampe aus dem Behälter unter der Decke genommen und damit in den Mund des Patienten geleuchtet. Der zeigte auf den Zahn, in dessen Höhle der Schmerz rumorte und der Zahnbrecher griff zur Zange. Zwei Mann traten hinter den Kranken, um Stuhl und Patienten festzuhalten, und die übrigen Gäste schauten zu. Es war wie bei einer mittelalterlichen Folter. Manchmal brach die Krone des Zahns ab, der Gefolterte schrie wild auf, und der Barbier legte seine Zange beiseite. Seine Kunst reichte nicht weiter, hier konnte er nichts mehr machen. Blass und vor Schmerzen stöhned begab sich der Patient nach Hause.

In der Mehrzahl der Fälle aber gelang das Experiment, der alte Putzer war bekannt als guter Zahnzieher und der Kranke wurde seinen Zahn los. Er bekam ein großes Glas Schnaps vorgesetzt, goss es zur Stärkung hinter die Binde, steckte sich eine Zigarre an, zahlte 50 Pfennig und verschwand sichtlich erleichtert. Ein Vater erzählte: "Als ich noch ein Junge war, hatte ich oft Zahnschmerzen. Einmal wurde ich mehrere Tage von wütenden Schmerzen geplagt, so dass schließlich meine Mutter mit mir zum alten „Putzer“ Hartmann ging, der bei dem Barbier in Bad Rehbürg das Zahnziehen gelernt hatte. Er sollte den Zahn herausziehen. Als ich die

große Zange sah, fing ich vor Schreck laut an zu schreien, und der Zahnschmerz war plötzlich weg. Kaum waren wir aber zu Hause, begann er von Neuem. So gingen wir dreimal zum Barbier. Jedes Mal, wenn ich die große Zange sah, war der Schmerz verschwunden, aber zu Hause wimmerte ich wieder und konnte es vor Schmerzen nicht aushalten. Schließlich wurde mein Vater ärgerlich, drei Mann mussten mich halten und mit einer Kneifzange riß er den Zahn heraus“.

Ja, es war nicht alles schön damals. Eine Mutter erzählte, dass sie den Namen eines Ortes, wo ein bekannter "Zahnbrecher" wohnte, den sie als Kind mehrmals aufsuchen musste, ins schrecklichste Erinnerung habe. Heute dagegen ist Zahnziehen ein Vergnügen! Man setzt sich in einen schön gepolsterten Stuhl, legt den Kopf in die Stütze, fühlt einen leichten Stich im Zahnfleisch und bei harmlosen Gesprächen mit dem weißgekleideten, freundlichen Mann sieht man plötzlich ein glitzerndes Instrument vorbeigleiten. Man braucht nicht zu wimmern oder zu schreien, auch seine Gedanken nicht auf den gefürchteten Moment zu konzentrieren. Ein leichter, schmerzloser Ruck: "Da ist er schon", sagt der Zahnarzt und hält uns den Übeltäter vor. Von allen „Errungenschaften“ der Neuzeit, wie viele haben den Menschen Unsegen gebracht, ist das eine der segensreichsten.

Die Apotheke des alten Mülhause brachte nicht viel ein. Es wurde bereits erwähnt, dass die Menschen nur ungern zum Arzt gingen, daher hatte auch der Apotheker nicht viel zu tun, und er musste sich nach einem Nebenerwerb umsehen. Er übernahm das Amt des Postagenten. Neben seiner winzig kleinen Apotheke war in einem ebenso kleinen Zimmer die Post untergebracht. Hier saß er mehrere Stunden am Tage, verkaufte Briefmarken und nahm Pakete und Wertbriefe an. Die übrigen Stunden brachte er in seinem Apothekerraum zu und verfertigte Pillen und Arzneien. Es waren meistens harmlosen Mittel, die der Arzt verschrieb, und die Aufmachung erforderte mehr Zeit als die Anfertigung der Medizin. Die runden oder sechseckigen Flaschen wurden mit Etikett versehen, über den Kork kam eine kunstvoll gefaltete, bunte Mütze, und am Hals der Flasche war ein unten breit auslaufender farbiger Papierstreifen befestigt. Auf ihm war die Zusammensetzung des Mittels aufgezeichnet. Die Medizinen waren billig, selten, dass der Preis über eine Mark hinausging. Aber, wenn der Patient eine oder gar zwei solcher Flaschen an seinem Bett hatte, der Löffel neben dem "Nachtlcht" lag, so war alles für ihn getan, und er wurde manchmal wieder gesund. Als Nachtlcht diente ein mit Wasser gefülltes Glas, auf dem oben eine Ölschicht schwamm. Darin lag ein Kork mit einem Stückchen Docht.

Im Winter war das Städtchen fast von der Welt abgeschnitten, wenn diese Jahreszeit war damals bedeutend strenger als heute. So scheint es wenigstens in der Erinnerung. Alle Straßen waren tief verschneit, und der große Schneepflug, der im Sommer untätig in Auhagen lag, hatte oft Mühe, die Schneemassen beiseite zu schaffen. Er war mit vier Pferden bespannt, und seine eisenbeschlagenen Spitze schnitt durch den Schnee wie ein Schiffsbug durchs Wasser, dass beiderseits der Straße sich hohe, weiße Wände auf-türmten. Mit vor Frost geröteten Wangen saßen die Jungen auf dem Flug und sahen zu, wie die Pferde in den Schneewehen bis an den Bauch einsanken und die Wälle immer höher wuchsen. Das war etwas für sie, dass musste ausprobiert werden. Dafür saßen sie hernach mehrere Stunden nass und mit zitternden Gliedern in der Schule.

Die Bäche und Gräben waren in manchen Jahren scheinbar bis auf den Grund zugefroren, und kilometerweit gehörte die Eisbahn der Jugend. Man hatte noch die einfachen Schlittschuhe, die nur an den Absätzen festgeschraubt und vorn mit einem Riemen befestigt wurden. Besser waren die sogenannten "Holländer" mit weit vorstehender, abgerundeter Eisenspitze, die mit Lederriemen angeschnallt wurden. Manchmal verlor man sie auch sah dann den Freunden nach, wie sie schadenfroh eilend davon liefen.

Als Heizmaterial wurde neben Kohlen noch viel Torf gebraucht. Mit hochbeladenen Wagen kamen vor Torfbauern aus den großen Mooren um das Steinhuder Meere herum und verkauften ihre Ware. Torf war billig, besonders die schwarzen Stücke wurden gern gekauft, sie hielten lange vor. Den hellen, leichten nahm man zum Anmachen. Wenn das Feuer im Kachelofen bullerte und die zugefrorenen Scheiben auftauten, dann sahen die Kinder, wie sich auf den verschneiten Straßen Spatzen und Haubenlerchen um das zankten, was die Pferde zurückgelassen hatten. Haubenlerchen sind heute selten geworden.

Das waren Freuden, die der Winter brachte, aber es gab auch sehr Unangenehmes: die Frostbeulen, die die Jungen in jedem Winter an den Füßen hatten. Außer Petroleum kannte man scheinbar kein Mittel dagegen. Manchmal gingen die Beulen auf, und dann wurde es böse. Heulend quälten sich die Kinder, um in die Schule zu kommen, und hinkend machten sie sich auf den Weg zur Schule.

Der Eindruck des Abgeschnitten seins von der übrigen Welt wurde noch verstärkt dadurch, dass es kein Telefon im Ort gar. Auch Fahrräder waren unbekannt. Das erste Fahrrad im Städtchen hatte später der schon genannte Maler Buschmann. Es kostete 400 DM, ein unwahrscheinlich hoher Preis für die damalige Zeit. Gelegentlich kam ein "Velo-zipet" über das holprige Pflaster gerattert. Das bestand im Wesentlichen aus einem sehr hohen Vorderrad, dass durch einen Bügel mit einem winzig kleinen Hinterrad verbunden war. Der Fahrer saß auf einem Sattel oben über dem Vorderrad und brachte mit seiner Beinmuskulatur das Gefährt, das ohne Gummibereifung und ohne Übersetzung war, in Bewegung. Gelenkt wurde es durch eine Lenkstange ähnlich den heutigen. Auf- und Absteigen war wegen der Höhe des Rades eine schwierige Angelegenheit. Wenn die Hunde des Städtchens das Geklapper eines Velozipeds hörten, kamen sie bellend und jaulend aus den Häusern gelaufen und suchten dem Fahrer an die Beine zu kom-

men. Er war darauf gerüstet, denn vorn an der Lenkstange hing eine Hundepeitsche, damit schlug er seinen Bedrängern um die Ohren, dass sie mit eingezogenem Schwanz sich davon machten.

Eines Morgens, es wird im Jahre 1895 gewesen sein, saßen die Kinder mit gefalteten Händen, wie es damals Sitte war, in der Schule. Sie lauschten den Ausführungen des Lehrers. Da kam ein Junge, der draußen gewesen war, hereingestürzt, atemlos und aufgeregt rief er: "Gleich kommt ein Wagen ohne Pferde vorbei!" Lehrer und Kinder liefen auf die Straße und richtig; ein Wunder war da: ein Wagen, der genau wie ein Kutschwagen aussah aber keine Deichsel hatte und wirklich ohne Pferd war, fuhr mit lautem Gehepe an den staunenden und mit offenen Mündern dastehenden Kindern vorüber. Am Steuerrad saß der Apotheker König aus Bückeburg, der Jagdpächter. Er war bekannt als "der Hühneraugenkönig". Nun fuhr er stolz wie ein wirklicher König die Straße entlang. Als er gegen Abend die Rückfahrt antrat, liefen einige Jungen dem sonderbaren Wagen nach. Er fuhr langsam, so dass sie leicht nebenher rennen konnten. Als sie ins Dühlholz kamen, gab der Fahrer Gas und brauste mit 20 km Geschwindigkeit schnell davon. Das war erste Begegnung mit einem Auto, und sie zitterte noch lange in den Herzen der Kinder nach. Aber sie konnten nicht ahnen, welche Wendung die Erfindung des Motors den Lebensgewohnheiten der Menschen bringen würde.

Die Apotheke war im Jahre 1709 gegründet, sie befand sich in dem Hause Nummer 29 am Markt. Erster Apotheker war Thomas Ernsting, Vater des später bekannt gewordenen Apothekers Artur Conrad Ernsting. (Nach Paul Haarbeck, Eutin, Holstein.)

Mit der Bahnstation Lindhorst bestand eine Postverbindung. Zwei Mal am Tage fuhr der alte Briefträger Rätke mit den gelben Postwagen, der von einem Pony gezogen wurde, durch den Wald nach der Station, um die Post zu überbringen und abzuholen. Oben auf dem Dach des Wagens hatte er seinen Kutschbock, neben ihm war noch Platz für zwei oder drei Passagiere, die mit der Bahn Richtung Hannover oder Minden fahren wollten.

Es war ein lustiger Sitz dort oben, aber bei Regenwetter konnte eine Art Verdeck niedergelassen werden, dass die Reisenden einigermaßen gegen das Wetter schützte. Trotzdem war eine solche Fahrt im Winter kein Vergnügen. Doch im Sommer, wenn der Wagen durch den schönen, grünen Wald fuhr, das Pferdchen munter trabte, dann konnte man sich wohl in die Zeiten Eichendorffs und Lenaus zurückversetzen, die von der Poesie der Postkutsche sangen. Nur das Posthorn fehlte. Rätke war gegen Wind und Wetter gefeit. Zufrieden saß er zwischen seinen Mitreisenden und schmauchte seine Pfeife. Er war ein gemütlicher Mann. Bei seiner jahrelangen Tätigkeit im Postdienst war er mit allen Familienverhältnissen seiner Kunden vertraut. Wenn er eine Postkarte zu überbringen hatte, so kam es nicht selten vor, dass er dem Empfänger den Inhalt der Karte erzählte oder vorlas, bevor dieser sie in Händen hatte.

Und der den Postsachen, die er die in Lindhorst abholte, befand sich auch die "Schaumburger Zeitung", das "Kreisblatt", wie sie allgemein genannt wurde. Als der Verkehr etwas lebhafter wurde, richtete der Besitzer des "goldener Engel", E. A. Reinecke, eine Omnibusverbindung ein. Dreimal am Tage fuhr der Omnibus nach Lindhorst. Die Menschen, die mitfuhren, kannten sich alle, selten, dass mal ein fremder unter ihnen saß. Ihr Ziel war Hannover oder Stadthagen, um Besorgungen zu machen oder Bekannte zu besuchen.

Langsam rumpelte der Wagen durch die Straßen, die Scheiben klirrten. Es war noch früh am Tage, aber hinter den Gardinen tauchten doch schon Gesichter auf von Frauen, die neugierig die Reisenden musterten." Frau Möller saß schon wieder drin", sagte dann wohl eine zu ihrem Mann, "was die wohl schon wieder in Hannover will, ich möchte mal wissen, was die da immer zu tun hat? Und ihren neuen Hut musste sie natürlich aufsetzen, und das bei dem Wetter? Wo die bloß immer das Geld herhaben? Ja, andere können besser krähen als wir", und warf einen bedeutungsvollen Blick auf ihren Mann. Er hüllte sich in Schweigen. Es regnete, der Regen klatschte gegen die Scheiben des Wagens. Auf dem Bock saß der Fahrer, E. A. Reinecke, "Rothschild" wurde er auch genannt.

Er hatte sich in einem alten Mantel gehüllt, die Pfeife qualmte. Wenn der Regen stärker wurde, hielt er die Hand über den Pfeifenkopf und trieb die Pferde an. Der Wald triefte vor Nässe, aber hier hatte er Schutz vor dem Winde. Die Männer im Wagen sprachen über Wetter, über Politik und Steuern, die auch damals schon "nicht aufzubringen waren".

Die Frauen und unterhielten sich über Krankheiten, ein Lieblingsthema der damaligen und wohl auch der heutigen Frauenwelt. Alle sahen gesund aus, wie Menschen auf dem Lande aussehen, die im Feld und Garten arbeiten. Aber sie klagten über dies und jenes: "Ich habe es so in meinen linken Beine, und ich "brauche" doch schon so lange, aber es will und will nicht weggehen", meinte Frau Meier. "Ja, wenn man erst was hat", sagte Frau Möller, „Ich habe es hier und hier", und sie zeigte auf einen Arm, "Ich habe ja noch gar nicht "gebraucht", ich will doch mal nach'm Doktor gehen, vielleicht ist es Infaulenzia. Nein, dieses Wetter ist aber auch zu scheußlich!" So kamen sie in Lindhorst an. Vor dem Postamt wurde der Postsack abgeladen.

Der Zug nach Hannover kam, und die Reisenden stiegen ein. Auf der Rückfahrt am Abend war vielfach "Salomons Willem", der Sohn vom alten Salomon Herzberg dabei. Er hatte ein erfolgreiches Viehgeschäft abgeschlossen und war guter Laune. "Kinder, Kinder", begann er seine Eulenspiegelereien, "wir müssen schnell machen, dass wir nach Hause kommen, da soll ja heute Morgen

ein großer Aufstand gewesen sein!" Als ihm die Mitreisenden fragend und erschrocken ansahen, sagte er: "Ja, die Leute konnten doch nicht alle im Bette bleiben!" Nun folgte ein Witz dem anderen. Alle wurden mit ernsthaftem Gesicht vorgetragen. Der Wagen dröhnte vor Lachen. Selbst der Fahrer auf dem Bock, der dann und wann ein Wort aufschnappte, schmunzelte. Bald war man wieder in der Stadt, am Postamt, bei "Daecken Onkel" warteten schon verschiedene, um die Reisenden, die in der großen Welt gewesen waren, abzuholen. Bei gutem Wetter aber war der Omnibus oft leer. Dann gingen die Menschen, um 25 Pfennige zu sparen die 5 km durch den Wald zu Fuß. Eine Fahrt nach Hannover war früher eine wirkliche Reise mit vielerlei Anregungen und Erlebnisse. Heute rast man mit dem Wagen in einer halben Stunde nach dort, einziges Erlebnis ist vielleicht ein tot gefahrenes Huhn.

Ein heute in Städtchen ausgestorbene Beruf war der der Leineweber. Damals wurde noch viel Flachs angebaut, und beim Gang durch die sommerlichen Felder war der Anblick eines blühenden Leinfeldes keine Seltenheit. Es war ein schönes Bild: um die hellblauen Blüten auf dem zarten grünen Stengel summten die Bienen, und die leuchtenden Blumenblätter sahen aus wie der blaue Himmel selbst. War der Flachs reif, so wurde er ausgerupft, in Bündel zusammengebunden kam er in die "Rötekuhlen", von denen es eine ganze Anzahl um die Stadt herum gab. Mit Brettern und Steinen beschwert, musste er einige Wochen liegen. Dann brachte man den Flachs auf die Wiesen, er wurde ausgebreitet, um in der Sonne trocknen. Der faulige Geruch der von ihm ausging, war nicht schön.

Dann begann die eigentliche Verarbeitung. Zunächst wurde er "gebrakt", die holzigen Teile der Stängel wurden gebrochen. Darauf schlug man ihn durch die "Hechel", das war eine Art Nagelbrett, so dass die holzigen Teile abfielen und die schöne seiden glänzende Flachsfaser übrig blieb. In den Spinnstuben spannen die jungen Mädchen an den Winterabenden den Flachs zu Fäden. Die Spinnräder schnurrten, lustige und wehmütige Lieder erklangen, und am späten Abend fanden sich auch die jungen Männer ein, um ihre Liebsten nach Hause zu begleiten.

Der Leineweber webte die Leinwand. Eifrig ließ er das Schiffchen seines Webstuhls hin-und her-flitzen, um die etwa 1 m breite und 30-50 m lange "Wand" herzustellen. Diese Leinwand lag dann einige Tage und Nächte auf der Wiese, wurde fleißig begossen, und aus dem zuerst grauem wurde blendend weißes, köstliches Leinen, der Stolz jeder Hausfrau. Stück um Stück verschwand in den großen eichenen Truhen, bis einer Hochzeit in Sicht war. Leineweber war ein mühseliger und gesundheitsgefährdender Beruf, der nur wenig einbrachte. Die Konkurrenz der Industrie machte sich in jener Zeit schon bemerkbar, und statt der reinen Leinenwäsche trug man vielfach baumwollene, die wesentlich billiger war.

Die Kleidung der damaligen Menschen war bescheiden, verglichen mit heute fast schon ärmlich. Die heutige Welt wird es kaum verstehen, wenn man erzählt, dass die Kinder auch im härtesten Winter keinen Mantel angezogen, aus dem einfachen Grunde, weil sie keinen hatten. Auch warme Unterwäsche für Kinder war unbekannt. An ganz kalten Tagen bekamen sie von der Mutter einen Wollschal um den Hals gebunden und selbst gestrickte Wollhandschuhe an die Hände gezogen. Das war alles. Trotzdem waren Erkältungen sicher nicht zahlreicher als heute. Die Frauen der ärmeren Kreise trugen an Stelle eines Mantels ein Umschlagtuch, dessen Zipfel vorn zusammengebunden wurden. Das war der "Seelen wärmer". Modeschöpfer, die alle Halbjahr neue Moden kreierten, waren unbekannt und auch wohl unerwünscht. Eine Moderichtung galt viele Jahre, so blieben die Kleider immer modern.

Jahrelang beliebt waren die "Puffärmel" an den Frauenkleider. Und dann der gute alte Kapotthut, der so gern getragen wurde und jahrzehntelang seine Trägerinnen schmückte. Er bedeckte nur den hinteren Teil des Kopfes. Manchmal war er vorn mit Spitzen und Rüschen verziert, und unter dem Kinn wurde er mit schwarzem Seiden- oder Samtbändern gebunden. Oft trugen die Frauen dazu einen schwarzen Umhang, und auch der "Pompadur" mit dem Strickzeug durfte nicht fehlen. Damals sahen die Frauen nicht so jugendlich aus wie die heutigen gleichem Alter. Darauf legten sie auch keinen Wert, Schminke und Lippenrot durften sowieso nicht angewandt werden. Waren sie "unter die Haube" gekommen, so hatten sie auch das Recht waren stolz darauf, fraulich und mütterlich auszusehen. Dazu half mit der Kapotthut.

Sie waren ihrer Männer sicher. Unter der Männerkleidung gab es manches, was heute als absonderlich angesehen würde: Anstelle der heute allgemein getragenen farbigen oder gestreiften Oberhemds mit festen Manschetten trug man ein einfaches Leinenhemd. Unter dem Westenausschnitt prangte ein steif gebügeltes "Chemisett" oder "Vorhemd", wie es auch genannt wurde, dass an den Kragenknopf hing. Die Kragen waren sehr eng und hoch, sie zwängten den Hals ein, und wenn man sich umwenden wollte, so musste man erst schraubenartige Drehungen mit dem Kopf ausführen. Der Mensch tat viel, um der Eitelkeit zu frönen und seine Schönheit ins rechte Licht zu setzen. Die Krawatten oder "Schlipse" wurden nicht gebunden sondern waren fertig genäht, "eisern", die daran hängenden Bänder mit der Schnalle befestigte man unter dem hinteren Kragenknopf. Manchmal rutschte der Schlips unter dem Kragenknopf nach oben, oder ein Band hatte die Neigung, hinten über den Rockkragen nach unten hängen. Das verstärkte den Eindruck des Unvollendeten am Menschen.

Das unpraktischste Kleidungsstück aber waren losen Manschetten, "Röllchen", steif gestärkte Röhren, die über die Hände geschoben wurden. Da auch Röllchen den Fallgesetzen unterworfen waren, so zwangen sie den Träger, mit nach hinten gebogenen Hän-

den zu gehen, um das Herausrutschen der Röhren aus dem Ärmel zu verhindern. Es waren wahre Marterinstrumente. Kegelbrüder, die eine Kegelfahrt unternahmen, steckten sie daher auf ihre geschulterten Spazierstöcke, um nicht dauernd im Singen unterbrochen zu werden. Und der Lehrer in der Schule zog die Röllchen herunter, wenn er einen Jungen "überlegte", damit sie nicht in der Klasse herumflogen. Als die Knaben aber älter wurden und selbst solche Röllchen tragen musste, erkannten sie erst ihren wirklichen Wert: Formeln oder Vokabeln, die nicht im Gedächtnis haften wollten, schrieben sie auf die Röhren, ein diskreter Blick nach unten, und sie konnten dann ihrer Weisheit glänzen.

Tauchten die vollgeschriebenen Dinger dann in der großen Wäsche auf, so sagte die Mutter wohl: "Nein, was die armen Jungen heute alles lernen müssen, nun schreiben Sie es schon auf die Manschetten, um es in den Kopf zu kriegen!" Die Männertracht in den umliegenden Dörfern, weiße Leinenkittel mit silbernen Knöpfen, auf denen das Sachsenross prangte, Kniehosen und Zipfmützen, war schon im Aussterben begriffen. Gelegentlich aber konnte man noch alte Bauern aus den "Dörhölschen", Dörfer, die hinter dem Holz lagen, in der Stadt antreffen, wenn sie nach Besorgung ihrer Einkäufe mit dem Knotenstock in der Hand und der halb langen Pfeife im Munde wieder ihrem fernen Dorfe "zuwankten".

Außerhalb der Stadt lag "das Leimhaus", ein älterer, scheunenartiger Bau mit verwitterten Fensterläden und grün überlaufenen Scheiben das Haus hatte als ungewöhnlichen Anbau einen der Südfront vorgelagerten Balkon, Holunderbüsche, krüppelige Weiden und Brennesseln standen hinter dem Gebäude, und für den Uneingeweihten mag es ein geheimnisvoller und unheimlicher Bau gewesen sein. Fast immer lag er unbenutzt und wie leblos da. Gelang es den Jungen eigenen Blick durch die trüben Fensterscheiben in das Innere des Hauses zu werfen, so konnten sie Ratten und Mäuse genug darin sehen. Das hinderte aber die Knaben nicht, diesen Ort als Treffpunkt für ihre Knabenspiele aufzusuchen. Sie krochen durch die schadhafte Stelle in das Innere des halbdunklen Hauses, kletterten auf dem Balkon umher und spielten auf dem brüchigen Boden Verstecken. Auch Igel und anderes Getier wurden heraus geholt.

Dann und wann rauchte der Schornstein, dann kochte der alte Leimsieder Korthöber, er war damals schon ein alter Mann, aus Pferdehufen, Lederresten, Klauen und sonstigen Abfällen seinen Leim. Die brodelnde, hellgelbe Masse wurde in Rahmen gegossen und oben auf dem Balkon der Sonne ausgesetzt, um später als Tischlerleim Verwendung zu finden. Korthöber mag wohl einer der letzten Leimsieger gewesen sein, der seinen Beruf noch im Handbetrieb ausübte.

Das Leimhaus ist später abgebrannt, dort breitet sich heute der neue Schützenplatz aus, aber in der Erinnerung der Knaben lebt es weiter als der Sammelplatz, wo sie spielten und ihre tönernen Jugendstreuiche planten. Vielleicht war das Leimhaus das letzte Überbleibsel des von Wietersheimschen Hofes, der früher hier lag, und der tiefe Brunnen, der sich in nächster Nähe des Leimhauses befand, mag der ehemalige Hofbrunnen gewesen sein. Er ist später zugeworfen.

Feuersbrünste waren sonst selten. Die "hessische Brandkasse", bei der alle Gebäude versichert sein mussten, zahlte im Falle eines Brandes nur wenig, so dass sich das "warme Abbrechen" eines Hauses nicht lohnte. Doch einmal wollte ein Einwohner unbedingt ein neues Haus haben. Er dachte es besonders schlau anzufangen und brachte seinen Hausrat vorher in Sicherheit, sogar Heu und Stroh schaffte er in eine entfernt liegende Scheune. Dann füllte er den Bodenraum mit trockenem Reisig, sägte die Hauptbalken seines Hauses an, stellte ein brennendes Talglicht auf den Boden, legte Heu und Stroh herum, begoss alles fleißig mit Petroleum und begab sich aufs Feld zum Pflügen. Als das Licht herunter gebrannt war, stand das Haus bald in hellen Flammen. Die Feuerwehr eilte herbei und pumpte im Schweiß ihres Angesichts, aber die altertümliche grün gestrichene Spritze gab nicht viel her. Als ein Sturm aufkam und die umliegenden Häuser gefährdet waren, schrien die Menschen: "Smiet den Hund in't Fűr!" Sie kannten den Täter, denn sie hatten die Vorbereitungen des Brandstifters beobachtet. Bald darauf wurde er vom Gendarmen verhaftet und abgeführt, er musste mehrere Jahre "sitzen". Nach seiner Entlassung wanderte er mit seiner ganzen Familie nach Amerika aus. Nach diesem Lande ging damals jeder, der sich in seiner Heimat nicht mehr wohl fühlte. Man konnte ohne Pass und Visum und ohne amtliche Erlaubnis einwandern. Davon machten jährlich viele 1000 Menschen Gebrauch.

In der Nähe des Leimhauses lag ein großer Garten, der dem "alten Schleicher" gehörte. Die jungen nannten ihn so, weil er in seinen Mußestunden, besonders Sonntags, gern in Plüschschuhen -"Puschen"- umherschlich. Die Jungen gingen ihm aus dem Wege; denn er teilte viel Prügel aus. Aber in seinem Garten, der von einer hohen Hecke umgeben war, warfen sie oft sehnsüchtige Blicke, denn dort gab es etwas, was es sonst im ganzen Städtchen nicht gab, Beete mit Erdbeeren. Die Knaben kannten nur Walderdbeeren, kleine würzige Früchte, die sich an lichten Stellen in den Wäldern fanden. Die wurden auf Grashalme aufgespießt, wie man kostbare Perlen auf Schnüre reiht, und genießerisch ausgelutscht. Aber sie waren selten wie Perlen.

In Schleichers Garten dagegen wuchsen dicke, saftige Früchte in großer Zahl, die man ohne viel Mühe einheimsen konnte. Und hier machte ein kleiner Junge, er ging noch nicht zur Schule, seinen ersten Versuch zur Plünderung fremden Eigentums. Es sollte ihm schlecht bekommen: Größere Jungen hoben den kleinen eines Tages über die Hecke und sagten: "Hole uns Erdbeeren!" Der Junge kroch auf allen Vieren zu der bezeichneten Stelle und die Augen gingen ihm über, als er die Menge der roten Früchte sah.

Zunächst stopfte er sich selbst den Mund voll. Eben wollte er beginnen für seine großen Freunde, die draußen warteten, in seine Taschen zu sammeln, da erhob sich plötzlich hinter einem Erbsenbeet ein Mann, der Besitzer des Gartens, der alte Schleicher.

Dem kleinen Sünder blieb vor Schreck das Herz in Leibe stehen. Da kroch er in eine Furche und machte sich ganz klein, wie sich das Häschen vor dem bösen Jäger versteckt. Als Schleicher näher kam, sprang er plötzlich auf und rannte davon. Doch wohin sollte er entfliehen. Es gab kein Loch in der Hecke, durch das er entschlüpfen konnte. Er saß wie die Maus in der Falle. Seine großen Freunde hatten längst das Weite gesucht und ihn seinem Schicksal überlassen, und das spielte grausam mit ihm. Der Alte packte den Knaben, schüttelte ihn und schlug ihn hinter die Ohren. Dann sagte er: „Zum Gendarm!“ er hielt ihn am Kragen und schleppte ihn durch die Straßen der Stadt. Und es folgte ihnen viel Volks nach. Ängstlich aber begierig, daumenlutschend und nasebohrend liefen die Kinder hinterher, wie in früheren Zeiten die Erwachsenen dem Verbrecher zur Richtstätte folgten.

Der Kleine jammerte und flehte: "ich will es ja auch nicht wieder tun, ich will nicht zum Gendarm, ich will nicht ins Loch, die große Jungens haben es ja zu mich gesagt!" Er hatte schreckliche Angst vor dem dunklen Gefängnis, in das sonst die Bettler gesperrt wurden. Die Frauen kamen vor die Haustüren, sahen den Unglückszug mit dem heulenden Jungen, schüttelten die Köpfe und riefen: "Lasst doch den Kleinen laufen, was ist denn dabei, du bist wohl putzig!" Doch der alte Schleicher kannte kein Erbarmen. Schließlich landete man vor dem elterlichen Hause. Da nahte die Rettung, die Mutter kam heraus gestürzt, und nach einigem Hin und Her gaben die unbarmherzigen Hände den Jungen frei. Er verschwand im Hause, und der Schwarm verlief sich. Das war sein erstes "Eigentumsdelikt", so nannte man es damals, das er beging, und die harte Strafe, die er dafür empfing, wirkte mehrere Jahre lang abschreckend. Mit zunehmendem Alter aber kam ihm Weisheit und Gerissenheit, er verstand Menschen Art und Wesen besser und wurde nur noch gelegentlich erwischt.

Die Kaufmannsgeschäfte der damaligen Zeit waren kleine Warenhäuser, die alles, was das Herz begehrte, verkauften, Manufakturwaren, Kolonialwaren, Glas, Porzellan, Petroleum, Rübensaft, Schokolade, Schmierseife und Eisenwaren. Auf ihrem Ladenschild stand gewöhnlich: "Kolonial- und Manufakturwaren-Handlung". Für das Herz des Jungen gab es dort außer der begehrten Schokolade und den "Bollchen" das beliebte "Süßholz", an dem man so lange lutschen und kauen konnte, bis der letzte Rest des medizinisch süß schmecken den Süßstoffes heraus gesogen war und nur eine zerkaute und zerfaserte Masse übrig blieb, die man verächtlich ausspie. Auch das "Johannisbrot", die großen, trockenen Schoten des Johannisbrotbaumes wurden gern gegessen. Manchmal saßen dicke, fette Maden darin und hatten die Schoten ausgehöhlt, aber sie wurden trotzdem gegessen. Zwei Pfennige die man dafür ausgegeben hatte, sollten nicht weggeworfen sein.

Es gab damals noch keinen Streit um die Ladenschlusszeiten. Die Geschäfte waren von 7:00 Uhr morgens bis 10:00 Uhr abends ununterbrochen geöffnet. Auch am Sonntag wurde bis 2:00 Uhr nachmittags verkauft. Die Sonntage galten sogar als die besten Verkaufstage. Dann kamen die Bauern aus den umliegenden Dörfern zur Kirche und machten nach dem Gottesdienst ihre Einkäufe. Erst nach Einführung der offiziellen Sonntagsruhe wurden die Geschäfte am Sonntag geschlossen.

Neben dem Turnplatz der Schule wohnte der kleine Drechsler Poppelbaum. Auch er war der letzte seines Berufes. In seiner Werkstätte war er nur noch selten zu finden, da die Aufträge fehlten, seinen Lebensunterhalt erwarb er durch Landwirtschaft und den Betrieb einer kleinen Gastwirtschaft. In einem winzigen Zimmer nach der Straße hatte er einen altertümlichen Laden. Hinter dem Fenster waren Drechslerarbeiten von ehemals zu sehen, Pfeifen aller Größen, Pfeifenköpfe mit bunten Bildern darauf, vom Jäger aus Kurpfalz über Zieten bis zu Friedrich dem Großen. Es waren Raritäten, und Staub lag über allem. Selten, dass ein Kunde noch den Laden betrat, und die Fremden, die vorübergingen und einen neugierigen Blick auf die vergangenen Pracht warfen, schüttelten die Köpfe und gingen weiter. Im Übrigen waren alle Handwerkszweige in der Stadt reichlich vertreten, allein fünf Tischler warteten auf Arbeit, aber zu tun hatten sie wenig, da schon gesagt, die Neubautätigkeit fehlte.

Außerhalb der Stadt an der Straße nach Lindhorst lag auf einem Hügel die schon erwähnte Reineckesche Windmühle. Ihre Flügel reichten fast bis auf die Erde. Ein kleiner Sohn des Müllers war von den Flügeln erschlagen worden. Seitdem fürchteten die Jungen den Gang zur Mühle, wenn sie für die Mutter Weizenmehl holen sollten. Die ungeheuren knatternden Flügel waren ihnen unheimlich, und Sie waren froh, wenn sie ihren Auftrag ausgeführt hatten. Die zweite Windmühle lag an der Straße nach Bergkirchen. Auch sie war ihrem Besitzer verhängnisvoll geworden, er war in das Räderwerk geraten und getötet, ebenso erging es später den Müllerknecht. Beide Mühlen sind heute als Windmühlen nicht mehr vorhanden, die Kraft des Windes wird als zu ungleichmäßig nicht mehr ausgenutzt.

Auch das die jungen Leute wie früher alljährlich zum Heringsfang gehen, ist abgekommen. Von Bremerhaven aus fuhren sie auf den damals noch kleinen Schiffen in die Nordsee und die stürmischen Gewässer um Island, um ihren gefährlichen Beruf auszuüben. War die Fangzeit beendet, kehrten sie mit einem Fass voll Heringe und vielfach auch mit einer Tasche voll Geld wieder in die Heimat zurück. Heute gibt es Heringsfänger noch in den Dörfern im Norden der Grafschaft und des benachbarten Schaumburg Lippe.

In den damaligen Zeiten wurde nicht so viel gefeiert wie heute. Feste feiern kostete Geld, und Geld musste gespart werden, es gehörte auf "die Kasse". Die Menschen hatten noch nicht die Erfahrungen gemacht wie die späteren Generationen, die ihre Ersparnisse in Inflationen und Währungsreformen dahin schwinden sahen sie Butter an der Sonne. An dem Schützenfest nahm aber die gesamte Bevölkerung der Stadt teil. Es fand statt unter den großen Eichen am Rande des Dühlholzes in der Nähe des Forsthäuses. Das war ein wunderschöner Platz, wie geschaffen für ein Volksfest. Für die Kinder war ein Pferdekarrussell da, es gab Kirmesbuden, einen "Haut den Lukas", eine Bude, wo man sich elektrisieren lassen konnte und als besonderen Anziehungspunkt einen "Kletterbaum" mit vielen schönen Sachen. Wem es gelang, die Spitze zu erreichen, der konnte sich einen Gegenstand herunter holen. Etwas weiter ab im Walde war der Schießstand, wo Schlossermeister Liebe die alten Vorderlader lud, mit denen nach der Scheibe geschossen wurde.

Nach dem Fest gingen die Jungen zum Kugelfang, kratzten die plattgedrückten Bleikugeln aus der Erde und verkauften sie für fünf Pfennig das Pfund an einen Produkthändler. Dadurch brachten sie einen Teil der Unkosten wieder ein, die ihnen das Fest verursacht hatte. Auf einem Podium saßen die Musiker der bekannten Kapelle Reumke aus Bergkirchen. Vor jedem Musiker stand ein Bierglas, meistens war es leer. Wenn es voll war, so hatte ein Musikfreund "eine Runde geschmissen". Elf Glas Bier kostete eine Mark. Manche Leute behaupteten allerdings, es wäre "Dröppelbier", das nichts taugte. Die Musiker spielten Walzer, Polka, Rheinländer und manchmal den "Achtstürigen", bei dem laut gejuchelt wurde. Sie spielten die ganze Nacht durch, der große Brummbaßgeiger war bekannt dadurch, dass er auch im Schlaf weiter spielen konnte. Er war ein Meister auf diesem Instrument.

Gelegentlich eines Schützenfestes ließ ein junger Arzt, der sich für einige Jahre in der Stadt niedergelassen hatte und der ein Spaßvogel war, den kleinen "Tick" die linke Seite des Backenbarts und die rechte des Schnurrbarts abrasieren. Tick war ein Gelegenheitstrinker, mit dem man sich solche Scherze erlauben konnte. Er wurde auf ein Pferd gesetzt und ritt der Kapelle voran. Bei dem stolzen Reiterregiment der Königsulanen in Hannover hatte er nicht gedient, das sah man. Da schon ziemlich viel "" seine immer durstige Seele erquickt hatte, saß er krumm wie ein Affe auf dem dicken Belgier und hielt sich nur mühsam an der Mähne des Pferdes fest. Die Kinder, die dem Reiter mit dem spaßigen Bartgewächs in Scharen folgten, heulten vor Vergnügen. Als der Festzug mit den blasenden Musikanten vor Ticks Hause ankam, er wohnte im Pulverturm, stürzte seine Frau "Durtchen" mit dem Besen in der Hand heraus und schlug auf das Pferd ein, dass sein Reiter herunter rutschte. Sie griff ihn bei den Haaren, und mit den Worten: "Du ole Swinegel gehen, eck will Di betalen!" schleppte sie ihn ins Haus. Das war ein unrühmliches Ende für den stolzen Reitersmann. Tick war ein fleißiger Arbeiter, wenn er kein Geld in der Tasche hatte, aber für eine Flasche Schluck verkaufte er seine Seele dem Teufel.

Zu den Festen könnte man auch die jährliche "Musterung" der jungen Männer rechnen, die im Herbst zur "Aushebung" nach Rodenberg zogen. Unter Vorantritt einer Musikkapelle marschierten sie im Morgengrauen ab und kamen gegen Abend mit bunten Bändern geschmückt und Blumensträußen am Hute zurück. Schon weit vor der Stadt wurden sie von den Jungen erwartet, die die stolz an der Spitze des Zuges Marschierenden, es waren die "Genommenen", bewundernd und vielleicht auch etwas neidvoll betrachteten. Sie wollten ja auch einmal alle Soldat werden. Damals galt es noch für eine Ehre, Soldat zu sein. Wer den bunten Rock trug, war geachtet bei den jungen Mädchen, und die Eltern waren stolz auf den Sohn, der dem Vaterlande "diente". So war es einmal! Dabei waren die drei Jahre, die die jungen Männer „beim preußischen Kommiss“ verbringen mussten, eine harte Schule für sie. Die Löhnung war gering, die betrug nur 0,21 DM für den Tag, die Verpflegung war nicht üppig, und mit Glacehandschuhen wurde sie auch damals nicht angefasst. Das wussten alle. Trotzdem waren die jungen Soldatenanwärter fröhlich, und die endgültigen "Freigekommenen", man musste damals in drei aufeinanderfolgenden Jahren, also dreimal, zur Musterung, zogen, nur mit weißen Band geschmückt, traurig hinterher.

Im Herbst fand auch das "Erntebier" statt, und dann gab es noch ein- oder zweimal im Winter ein sogenanntes "Wintervergnügen" im Saale des Ratskellers. Weitere Gelegenheit zum Tanzen gab es nicht. Trotzdem scheint es in der Erinnerung, als ob die Menschen der damaligen Zeit zufrieden gewesen wären, auch ohne Kino, ohne Auto und ohne Sommerreise ins Ausland.

Der Stadt war seiner Zeit von den Landesherren das Recht verliehen worden, zweimal im Jahre einen Jahrmarkt- "Kirmes"- abzuhalten, um Handel und Wandel zu fördern und das Geschäftsleben anzuregen. Um die Bauern aus den umliegenden Dörfern anzulocken, sollten ihnen die verschiedensten Lustbarkeiten geboten werden. Aber der kleinen Stadt war das ein vergebliches Bemühen geblieben. Das, was der Jahrmarkt den Besuchern bieten konnte, machte trotz der bescheidenen Lebensführung von damals keinen Eindruck auf die Menschen. So blieben die Besucher aus.

Aber die Kinder sahen trotzdem jedes Mal wieder mit hochgestellten Erwartungen dem Jahrmarkttag entgegen, wenn er am Abend vorher feierlich eingeläutet wurde. Vielleicht, dass diesmal neue Aussteller mit bisher noch nie gesehenen Herrlichkeiten eintreffen könnten. Aber es blieb immer nur bei den zwei Buden, die schon seit vielen Jahren hier ihre Schätze sehen ließen: eine "Kirmesbude", in der eine ältere Frau Pumpnickel, Honigkuchen, „Bärenschenken“, gummiartige Zuckerstangen, die man lutschen und lang auseinanderziehen konnte, Fläschchen mit bunten Zuckerperlen und kleine Flaschen, mit Gummilutschern und einer roten Flüssigkeit gefüllt, verkaufte.

Die zweite Bude hieß "die Groschenbude", die gehörte "dem Marktbezieher". Bothmer aus Wunstorf. Hier kaufte man Uhren mit Kette, Messer aus Blech, Holzpferde und sonstigen Tand, begehrte Kostbarkeiten für die Jungen. Jedes Stück kostete einen Groschen. Aber das war schon viel Geld, denn damit sah es in damaliger Zeit schlecht aus für Kinder. Vom Vater erhielt man für den Jahrmarktstag einen Groschen, und solange die Großmutter noch lebte, noch einmal einen Groschen. Das war alles. Manchmal hatte man allerdings für diesen hohen Festtag einige wenige gespart, die man mit List und Verschlagenheit erworben hatte.

Oh, diese Verschlagenheit ging weit, sie kam der Grenze des Kriminellen sehr nahe: einmal glaubte die Mutter, eine Maus in der Speisekammer gesehen zu haben. Der Knabe wurde beauftragt, die Maus zu fangen, und als Belohnung dafür wurden fünf Pfennige in Aussicht gestellt. Der Junge stellte seine Fallen, tat Grütze und angebratenen Speck hinein, um das Mäuslein mit feinem Aroma anzulocken, und siehe da, am Morgen war die Maus gefangen. Der Junge strich die wohlverdienten Pfennige ein und hätte sich seines Lohnes freuen können. Da aber erwachte der böse Trieb in ihm, die Gier nach den Schätzen, die von Motten und Rost gefressen werden. Am nächsten Morgen saß wieder eine Maus in der Falle, und wider strich der Junge den klingenden Lohn ein. Als auch am dritten Morgen dieselbe Maus in der Falle saß, und der kluge Fallensteller Lob und Geld dafür einheimen wollte, tat er etwas, was er nicht hätte tun sollen: Er redete von den vielen Mäusen, die in der Speisekammer saßen und die allen noch gefangen werden müssten.

Da wurde die Mutter plötzlich stutzig. Eine kurze Untersuchung der Maus fand statt, und an Stelle der vereinbarten fünf Pfennige wurde sie mit einer kräftigen Ohrfeige abgegolten. Damit endete die ergiebige Geldquelle. Obendrein wurde Mitteilung an den Vater in Aussicht gestellt, und das war eine böse Sache, die den überlisteten Fallensteller jede Freude an seinem Groschen nahm. Tagelang brannte das Geld in seiner Tasche, manchmal war er in Versuchung, es von sich zu werfen, wie es einst Judas tat, als er Reue über sein schändliches Tun empfand. Das Wort des Paulus fiel ihm ein: "Das Gute, das ich will, tue ich nicht, aber das Böse, das ich nicht will, das tue ich!" So zwiespältig ist schon der kleine Mensch in seinem Wesen! Doch als einige Tage, die der Junge in scheuem Umherschleichen und banger Erwartung auf die Abrechnung mit dem Vater verbrachte, vergangen waren, wusste er, dass die Güte der Mutter auch diesen Streich verziehen hatte. Aber das Wort des alten Philosophen Rousseau, dass er in Bezug auf Knaben sagte: "Alles ist gut, wie es aus der Hand der Natur hervorgeht", kann nicht ganz stimmen.

Dann und wann war auch ein Karussell da, dass dem alten Bernhard aus Stadthagen gehörte, einem würdigen alten Herren mit langem grauen Bart. Es wurde von einem Pferd gezogen und war nur wenig mit buntem Filterkram behangen. Trotzdem war es auch Anziehungspunkt für die Jugend, eine Fahrt kostete 0,50 DM. Aber manchmal konnte man auch umsonst fahren. Wenn der Sanitätsrat oder der Bürgermeister guter Laune waren, bezahlten sie eine Mark, und die gesamte Jugend stürzte sich jubelnd zur Freifahrt auf das Karussell. Man konnte auch das Glück haben, aus einem an einer Kette hängenden Holz während der Fahrt eine Schlüssel herauszuholen, dann winkte ebenfalls eine Freifahrt, Ganz unvorstellbar groß war aber das Glück, wenn man vom alten Bernhard als "Bremsen" angenommen wurde. Bremsen waren die Jungen, die beim Klingelzeichen ein an einer Kette hängendes Brett hinab werfen und schnell darauf springen mussten, um so die Fahrt abzubremsen. Der Bremsen konnte dafür während seiner Tätigkeit umsonst fahren. Dann saß er stolz auf hohem Roß, als ob die ganze Herrlichkeit ihm allein gehörte, und seine Freunde standen unten und blickten neidvoll zu ihm empor. Und das war wohl der schönste Lohn für ihn und seine verantwortliche Tätigkeit.

Aber Bremsen zu werden war nicht so einfach, zwar brauchte man keine Prüfung abzulegen, aber man musste sich vorher eifrig um die Gunst des alten Bernhard bemühen. Man half beim Aufbau des Karussells, tat eifrig und wichtig, schielte nach den Augen des Besitzers und was man sonst alles tut, um sich beliebt zu machen. War dann die Beförderung zum Bremsen erfolgt, zog man ab und verkündete zu Hause stolz die Ernennung. Ein Bremsen sparte viel Geld. Er fuhr den ganzen Tag Karussell und hatte am Abend noch so viele Pfennige, dass er der Mutter ein aus trockenem weißen Teig gebackenes Herz, das mit einem roten Zuckerguss überzogen war, schenken konnte, über das sie große Freude zeigte. Auf den sinnigen Geschenk prangte der Spruch: "Ewig dein!"

Ebenso bescheiden werden sie auch das Weihnachtsfest, und doch war es, wie auch heute noch, das schönste Fest für die Kinder. Früh um 6 Uhr läuteten die Weihnachtsglocken und riefen zur Kirche, und es war, als ob sie an diesem Tage einen besonders feierlichen Klang hatten. Dann gingen die Kinder mit brennenden Kerzen, um deren Flammen sie besorgt die Hände hielten, damit der Wind sie nicht verlösche, zum Gotteshaus. Die Straßen waren tief verschneit, und nur dann und wann leuchtete ein Licht hinter einem Fenster. Auch die Kirche lag in geheimnisvollem Dunkel, nur vom Chor strahlten die Lichter des Tannenbaums. Schweigend nahmen die Kinder in den Bänken Platz und klebten ihre Kerzen vor sich auch die Rückwände der Vorderbänke. Dann sangen die größeren Kinder unter Leitung ihres Lehrers: "Hosianna, freue dich!" Der Pastor verlas die so oft gehörte und immer wieder neue schöne Weihnachtsgeschichte, und die Kinder saßen still und sahen alles vor sich, die Engel und die Hirten und das Kind in der Krippe, und sie hörten den Gesang vom Himmel: "Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!"

Nach dem Gottesdienst aber rannten sie durch die noch dunklen Straßen nach Hause. Hier und dort brannte schon ein Tannenbaum, und zu Hause läutete der Vater mit der silbernen Glocke, die Tür zur "Besten Stube" tat sich auf, der große Tannenbaum strahlte, die silbernen Kugeln blitzten, und die rotbäckigen Äpfel, die goldenen und silbernen Nüssen blinkten durch die Zweige. Es

roch nach Wald, man ahnte den Weihnachtsmann, wie er durch den verschneiten Wald stapfte. Da lagen auf den Tischen ausgebreitet die Geschenke, Wollstrümpfe, Schal, Handschuhe, alles war von der Mutter gestrickt, ein Märchenbuch, ein paar Schlittschuhe, und was man sich sonst noch gewünscht hatte. Auch für Vater und Mutter hatten die Kinder ein Geschenk bereit, ein Nähkörbchen in Laubsägearbeit für die Mutter, ein Tabakkasten für den Vater. Beide äußerten ihre Freude darüber und meinten, dass sie so etwas gerade benötigten. Mittags gab es dann den auch damals schon beliebten Gänsebraten.

Zu dem Bilde der kleinen Stadt im Norden der Grafschaft gehören auch die jüdischen Mitbürger von damals. Man wird die Jahre zählen können, bis die letzte persönliche Erinnerung an die Menschen dieses Volkes verschwunden ist, die jahrhundertlang als deutsche Staatsbürger unter uns lebten, aber doch ihr eigenes Wesen und ihre Lebensart, wie es ihr Gesetz es befahl, beibehielten. Deshalb soll hier davon erzählt werden. Die Erinnerungen an die Juden und die jüdischen Freunde aus jener Zeit sind meistens fröhlicher Art, die allerdings überschattet werden von dem Gedanken, dass sie alle nun nicht mehr da sind.

Die heutige Grafschaft Schaumburg war gegen Ende des 30 jährigen Krieges durch Erbfolge an den damaligen Landgrafen von Hessen gekommen und bildete eine Exklave. Da die hessischen Landgrafen und späteren Kurfürsten sehr geldbedürftig waren und von reichen jüdischen Geldgeber Anleihen aufnahmen, so wurde erzählt -die historische Richtigkeit dieser Behauptung soll hier nicht untersucht werden- so genossen die Juden in Hessen mancherlei Freiheiten und waren wohlgelitten. In den anderen deutschen Ländern war das noch nicht der Fall. So erklärt es sich, dass in den schaumburgischen Landstädten und in dem eigentlichen Hessen-Nassau verhältnismäßig viele Juden wohnten, während sie in dem angrenzenden hannoverschen und westfälischen Orten seltener waren. In den Dörfern lebten nur wenige Juden.

In dem kleinen Sachsenhagen, das in den letzten beiden Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts, von denen hier berichtet wird, noch nicht einmal 1000 Einwohner hatte, lebten neun jüdische Familien mit etwa 40-50 Personen. Früher war die jüdische Gemeinde noch größer gewesen, denn sie hatte eine eigene Schule mit ungefähr 30 Kindern unterhalten. Die Schule war in einem Nebenraum der Synagoge untergebracht. Dort wohnte auch der jüdische Lehrer Löwenstein. Alltags unterrichtete er seine Schulkinder, aber am Sonnabend, den jüdischen Feiertag, "Sabbath" genannt, und an den hohen Festtagen zog Löwenstein den Talar an, ein Gewand ähnlich dem Talar unserer Geistlichen und war Prediger oder Vorbeter. Er war ein guter Redner, dem auch die Nichtjuden bei jüdischen Beerdigungen gern zuhörten. Die jüdischen Lehrer wurden in einem eigenen Seminar Kassel ausgebildet.

Die Synagoge, der Tempel, mag um Jahr 1840 errichtet worden sein. Bis dahin hatten die Juden ihren Gebetsraum in einem Privathaus. Die Gelder für den Bau wurden von den Mitgliedern der jüdischen Gemeinde und durch Stiftungen aufgebracht. Julius Rodenberg, der bekannte, früher jüdischer Schriftsteller erzählt, dass sein Großvater, ein wohlhabender Geschäftsmann in Rodenberg, den Bau der dortigen Synagoge mit finanziert habe.

Der Tempel in Sachsenhagen war ein einfaches, äußerlich schmuckloses Gebäude aus Ziegelsteinen, den man den Zweck kaum ansehen konnte. Nach Osten, nach der Straßenseite zu, es lag an der "Kuhle", war es fensterlos, nur oben unter dem Giebel befand sich ein buntes, in vielen Farben leuchtendes, rundes Fenster. Der Synagogenraum war bunt bemalt, in der Nord- und Südseite waren große Bogenfenster, und an der Westwand zog sich eine breite Prieche entlang, auf der die Frauen saßen, da der eigentliche Betraum für die Männer bestimmt war. Unter dem farbigen Fenster in der Ostwand war ein Wandschrank, der die heiligen Geräte enthielt, davor befand sich auf einem Podium eine einfache Kanzel für den Geistlichen. Orgel und Harmonium waren nicht vorhanden.

Mit ihren jüdischen Freunden Ernst und Walter Philippsohn gingen auch die nichtjüdischen Jungen an den hohen Feiertagen gelegentlich in den Tempel und wohnten dem Gottesdienst bei. Sie saßen oben auf der Prieche zwischen den Frauen und blickten auf die Männer hinunter, die, angetan mit langen, weißen, grobleinenen Hemden, den Sterbenden, mit Mützen vom selben Stoff und den Gebetsschals um den Hals geschlungen, die Gebete oder Psalmen nachsangen, die der Vorbeter ihnen vorsprach. Die Knaben lauschten und dachten angestrengt nach, um etwas von den fremden, seltsamen Worten zu verstehen, und manchmal fragten sie ihre Freunde danach, ihnen den Sinn der Worte und Handlungen zu deuten, aber es blieb ihnen fremd.

Am "großen Versöhnungstage", einem der höchsten Festtage der jüdischen Gemeinde, blieben die Juden den ganzen Tag über im Tempel und fasteten. Wenn der erste Stern am Himmel erschien, gingen sie nach Haus. Am "Laubhüttenfest", das dem Andenken der Juden in der Wüste diente, errichteten sie Laubhütten auf dem "Sünchenbrinke" und wohnten dort während der Festtage. In den achtziger Jahren war diese Sitte allerdings schon abgekommen. Auch der Lehrer Löwenstein wohnte damals nicht mehr in Sachsenhagen. Da die Kinderzahl sich verringert hatte, war er nach Obernkirchen versetzt, von wo er die jüdischen Gemeinden des Kreises besuchte, wenn seine Anwesenheit erforderlich war. Ein sehr beliebtes Fest, auch für die Jungen, die nicht zur Gemeinde gehörten, war das jüdische Osterfest. Da die Juden in diesen Tagen kein gesäuertes Brot im Hause haben durften, wurden die bei allen Kindern so sehr beliebt "Matzen" gegessen.

Das waren große, runde, hauchdünne und knusprige Brotscheiben, die aus feinstem Weizenmehl gebacken und sehr wohlschmecken waren. Sie wurden fertig von einer mit Matzenbäckerei in Bückeberg geliefert, je zehn Stück in weißes Seidenpapier eingewickelt. In den Ostertagen gingen die Jungen in die jüdischen Häuser und baten um Matzen, sie wurden immer reichlich gegeben. Solche Geschenke nahmen die Jungen gern, aber leider zeigten sie sich nicht immer dankbar dafür.

Gelegentlich erschienen sie unter den Fenstern der Synagoge, und während die Gläubigen beteten und sangen, riefen sie: "der Messias kommt!" Jugend hatte damals keine Tugend! Sie muss auch früher schon nicht sehr tugendhaft gewesen sein, denn einmal hat ein Vater in einer schwachen Stunde erzählt, dass es als Junge auch schon so gemacht hätte. Dabei habe sie der alte Pastor Habicht erwischt, der in seinem Garten, der an die Synagoge grenzte, zwischen seinen Rosenbeeten lustwandelte. Es war an einem Sonntagabend in der Abendstunde, der Pastor memorierte seine Sonntagspredigt, der milde Rauch seiner langen Pfeife schwebte um ihn, und nichts Arges war in seinem Sinn. Plötzlich ertönte der Ruf im Chor: "der Messias kommt!" Das sind wieder die verdammten Jungen! Und schon war der Pastor unter ihnen: "Er ist schon da, der Messias!" Mit seinem langen Pfeifenrohr schlug er auf die Missetäter ein, dass sie über Hecken und Zäunen sprangen, um sich in Sicherheit zu bringen.

Jahre später hatte der zwischen Erwachsene Gelegenheit, einen jüdischen Miteinjährigen seiner Kompanien in der Hauptsynagoge der reichen jüdischen Gemeinde in Frankfurt am Main einem Gottesdienst beizuwohnen. Die Synagoge konnte es im Inneren an Pracht mit unseren großen Domen aufnehmen, und der Gottesdienst war feierlich und würdig. Der Tempel Sachsenhagen war dagegen ein armseliges kleines Bethaus, das eine arme Gemeinde gebaut hatte, um ihren Dienst an Gott nach ihren Gesetzen zu verrichten. Als die schrecklichen Judenverfolgungen seitens des Hitlerregimes begannen, erschienen eines Nachts schwarz gekleidete bewaffnete Gesellen, drangen in den Tempel ein, rissen die heiligen Geräte aus dem Schrank, übergossen Bänke und Prieche mit Benzin und zündeten alles an. Der Tempel brannte aus und stand lange als Ruine da. Heute dient er als Scheune.

Von dem allgemein behaupteten Reichtum aller Juden merkte man in der kleinen Stadt nichts. Nur einer war da, der als einigermaßen wohlhabend anzusprechen war, alle übrigen schlugen sich recht und schlecht durchs Leben. Sie hatten Haus und Hof und etwas Land, waren Viehhändler, Schlachter, kleine Geschäftsleute oder Produkthändler. Da es im Städtchen keine christlichen Schlachter gab, lag dieses Geschäft ausschließlich in jüdischen Händen. Das bewirkte allerdings die manchmal unangenehm empfundene Tatsache, dass man weder Schweinefleisch noch Wurst kaufen konnte, denn den damals noch streng an ihren Gesetzen haltenden Juden war das Schlachten von Schweinen verboten. Da aber jeder christliche Bürger im Winter ein oder mehrere Schweine schlachtete, so fand ein Ausgleich statt.

Die jüdischen Geschäftsleute waren als fleißig und zuverlässig bekannt, sie waren sparsam und solide. Es kam nie vor, dass man einen betrunkenen Juden sah, was man von christlichen Glaubensgenossen nicht behaupten konnte. Antisemitismus gab es nicht in der kleinen Stadt, wenigstens machte er sich äußerlich nicht bemerkbar. Nur ein einziges Mal war eine antijüdische Verlautbarung in der Stadt zu sehen. Das war vor einer Reichstagswahl und ein Redner bemühte sich, Stimmen zu fangen. Da hatte er am Eingang des Städtchens ein Spruchband über der Straße anbringen lassen, auf dem die Worte standen: "Hier geht der Weg nach Jerusalem!" Nicht nur die Jungen, auch die Erwachsenen lachten darüber, die Juden wahrscheinlich selbst am lautesten. Aber dieses harmlose Wort zeigt, wie human damals die Zeiten waren. Wer hätte ahnen können, welchen Verirrungen wir noch entgegen gehen würden?

Familienverkehr zwischen Christen und Juden bestand nicht. Die Juden lebten für sich, sie verkehrten nur untereinander. Offenbar hatten sie nicht das Bedürfnis, mit den Andersgläubigen engeren Verkehr zu pflegen. Niemals hörte man von Zank und Streit in jüdischen Familien. Es herrschte ein patriarchalisches Verhältnis unter den Mitgliedern, wie es ihr Gesetz vorschrieb. Der Vater blieb auch den erwachsenen Kindern immer das Oberhaupt, er behielt die Leitung des Geschäfts bis an sein Lebensende in der Hand. Die Eltern wurden von ihren Kindern, auch den längst verheirateten, respektvoll behandelt, wie es noch heute in allen orientalischen Familien Sitte ist. Auch bei der Eheschließung folgte man noch der alten Gewohnheit: Ehen wurden durch Vermittler, "Schadchen" genannt, zustande gebracht. Trotzdem führten Mann und Frau ein zufriedenes Familienleben. Ehen zwischen Juden und Nichtjuden kamen damals noch nicht vor, erst später, vielleicht nach der Jahrhundertwende, heirateten jüdische Männer auch nicht jüdische Frauen. Das jüdische Frauen christliche Männer heirateten, war selten.

Gegenüber der alten Schule, die heute nur noch als Dienstwohnung für die Lehrer benutzt wird, lag ein Haus, das wohl zu den ältesten in der Stadt gehören mochte und wahrscheinlich den 30 jährigen Krieg überdauert hatte. Seiner Bauart nach passte es nicht zu den niedersächsischen Häusern, Hessisch-Thüringer Baustil hatte sich nach hier verirrt. Rechts und links der kleinen Diele waren Wohnzimmer, hinter einer Stalltür meckerte eine Ziege, und eine schmale Treppe führte nach oben zu den Schlafzimmern. Wegen der Armut der Bewohner war das Haus vernachlässigt, das Dach ließ den Regen durch, aber das Fachwerk bestand aus dicken Eichenbalken. Auf der Rückseite war es zum Wetterschutz mit Brettern vernagelt, in deren Spalten und Ritzen Jahr für Jahr Meisen, Stare und Rotkehlchen nisteten.

Heute ist das Haus nicht mehr da, es ist abgerissen, und an seiner Stelle befindet sich ein kleiner Schmuckplatz. Früher gehörte es der Familie Gumpel Herzberg, kurz "Gumpel" genannt. Der alte Gumpel war Schuster und damit der einzige Handwerker unter den Juden. Seine Kunden waren im Wesentlichen seine Glaubensgenossen. Er war ein blasser, schwächlicher Mann, der stets eine runde, schwarze Mütze trug. Als er starb, wurde er in einem Sarg, der aus grobem Holz gemacht war und einen flachen Deckel hatte, beerdigt. Lehrer Löwenstein aus Obernkirchen hielt die Trauerrede, und Juden und Christen folgten, wie es in der kleinen Stadt Sitte war.

Der jüdische Friedhof lag weit außerhalb der Stadt. Er war nur klein, hier lagen alle alten und auch jüngeren Juden, die ihr Leben hinter sich gebracht hatten. Unter ihnen war der alte Hirsch Moses, der nach den Daten auf seinem Grabstein ein Alter von 105 Jahren erreicht hatte. Es war ein wirklicher Ort des Friedens, dieser alte jüdische Friedhof, weit abseits jeden Verkehrs gelegen. Manche Grabsteine waren schon tief in die Erde gesunken, und die Gräber waren von Gras überwuchert.

Bei gelegentlichen Besuchen, die die Jungen dem Friedhof abstatteten, lagen sie unter den Lebensbäumen und den Goldregensträuchern und betrachteten die sonderbaren hebräischen Schriftzeichen, mit denen die Grabsteine bedeckt waren. Auch die Beerdigungen der christlichen Mitbürger fanden vom Trauerhause aus statt. Das ist auch heute so, da eine Friedhofskapelle immer noch fehlt. Aber damals hatte man Raum genug, um den Toten die letzten drei Tage, die er noch über der Erde weilte, in seinem Hause zu bergen. Heute ist das bei den überfüllten Wohnungen oft schwierig und manchmal peinlich genug.

Damals wurden die Toten noch zum Friedhof getragen, und eine solche Beerdigung erinnerte an die des Jünglings von Nain: "Siehe, da trugen sie einen Toten hinaus!" Nach der Trauerfeier auf der mit Kränzen geschmückten großen Diele des Hauses hoben sechs Träger die Bahre, auf der der Sarg stand, hoch, und der Tote wurde, die Füße voran, aus dem Hause getragen. Voran gingen die Pfarrer und recht links von ihm der Kantor und der Küster. Diese Sitte hatte sich noch aus der Zeit erhalten, als singende Schulkinder unter Führung ihrer Lehrer dem Zuge vorangingen. Die Träger hatten oft schwer zu tragen. Zu ihrer Erleichterung hielt der Zug mehrmals. Dann stützten die Männer die schwarze Bahre auf Stäbe, die oben mit Gabeln versehen waren. Der Leiche folgten fast alle männlichen Bewohner der Stadt, denn sie hatten ihn, der nun davon getragen wurde, ja alle gekannt.

Frauen gingen zu damaliger Zeit nicht mit zum Friedhof, diese Sitte hat sich erst viel später eingebürgert. Aber ihr Weinen und Klagen folgte den Toten, wenn er das Haus verließ. Alle Männer waren schwarz gekleidet. Sie trugen das damalige Festgewand, den Gehrock, auch Abendmahlrock oder Gottestischrock genannt. Dazu gehörte als Kopfbedeckung der Zylinder. Oft waren das urtümliche Modelle, Erbstücke, die die Besitzer von ihren Vätern und Vorvätern übernommen hatten, vielfach noch aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts stammend, als der Zylinder noch ein volkstümliches Bekleidungsstück war. Es waren vielfach hohe Röhren, manche oben bereits ausladend, andere wieder spitz zulaufend, und viele vor Alter schon grünlich schimmernd. Aber sie gehörten zur feierlichen Handlung zu Ehren des Toten, der sein Leben in dieser Welt beendet hatte, und den man nun im Begriff war zum Friedhof zu geleiten.

Nach Abschluss der Grablegung kehrten die nächsten Angehörigen barhäuptig, so war es Sitte, zum Trauerhause zurück, wo man am Kaffeetisch niedersaß und des Verstorbenen gedachte.

Auf dem Friedhof gab es damals noch viele schöne Grabmäler und Grabplatten aus alten Zeiten. Sie sind nach und nach verschwunden. Das ist umso bedauerlicher als in der kleinen Stadt nur wenige Zeugnisse aus der Vergangenheit erhalten geblieben sind, die noch vorhandenen sollten geschützt werden. Im Allgemeinen legte man auf Grabpflege nicht so hohen Wert wie heute. Manches Grab war bald von Rasen überwuchert, aber der Tote lebte in den Herzen der Angehörigen ebenso weiter, wie ein anderer, dessen Grabstätte mit prunkvollem Marmorkreuz geschmückt ist. Gräber sollten Sinnbilder der Vergänglichkeit sein und nicht mit Silberkies bedeckt werden. Doch das ist Geschmackssache.

Alle Grabmäler, die damals den Toten gesetzt wurden, trugen als Symbol des noch mehr als heute im Volke verwurzelten Christentum das Kreuz.

Zur Familie Herzberg gehörten drei Söhne und eine Tochter. Alle Söhne mussten nacheinander Soldat werden. Wie schon erwähnt, waren Soldaten auf Unterstützung seitens ihrer Eltern angewiesen. Da die Herzberg arm waren und für ihre Soldatensöhne kaum etwas übrig hatten, so fanden sich in dem kleinen Städtchen genügend andere Menschen, die es für ihre Ehrensache hielten, die Soldaten, auch wenn sie Juden waren, nicht hungern zu lassen.

Nach dem Tode des alten Gumpel Herzberg, wurde Isidor, der älteste Sohn, Familienvorstand. Er trieb einen Handel mit Altmaterial und lagerte das Alteisen in seinem Hofe an der Aue. Dann und wann kam ein Großhändler Storch aus Stadthagen und holte eine Wagenladung ab. Auch einige der Jungen, die einen ausgeprägten Erwerbssinn zeigten, trieben einen solchen Handel im Kleinen. Für ein Pfund Eisen bekamen sie einen Pfennig, und ein Pfund Blei oder Zinn brachte sogar fünf Pfennig ein. Es wurde schon darauf hingewiesen, was man für fünf Pfennig damals alles kaufen konnte.

Manchmal erstanden die Jungen auch Zigarren für das verdiente Geld. Das war ein Opfer, das sie brachten, denn Rauchen bekam ihnen gar nicht. Meistens wurde ihnen hundeelend dabei, und wenn sie erwischt wurden, bekamen sie noch Schläge dazu. Aber wenn man ein Mann werden wollte, musste man rauchen können, also übten sie es. Sie kauften drei Zigarren für einen Groschen, das waren die billigsten. Es waren schwere, schwarze Dinger, als sie daran rochen, ahnten sie schon, was ihnen bevorstand. Aber sie gingen tapfer hinter eine Hecke und machten die ersten Züge. Dann prahlten sie: "Seht mal, was ich schon schmöken kann!" Doch so leicht wird es dem Menschen nicht gemacht, sich im Laster zu üben. Bald wurde ein Junge kreideweiß im Gesicht. Missbilligend sah er mit gekrauster Nase auf seine Zigarre und meinte, der Tabak müsse wohl schlecht sein. Plötzlich warf er sie von sich, machte einen Satz über Hecke, und die Freunde, denen auch nicht gut zu Mute war, hörten die "Ahs" und "Ohs" und die unartikulierten Laute, die der tapfere Raucher zu seiner Erleichterung von sich gab.

Um die Spuren des Rauchens zu verwischen, nahmen die Jungen Erde von einem Maulwurfhügel in den Mund und spülten mit einem Schluck Auewasser den Mund aus. Kamen sie nach Hause, so sagte die Mutter, die ihre Jungen kannte, wohl: "Oh, wie siehst du wieder aus, du hast sicher wieder geraucht" und schnupperte an ihrem Sohne herum, "mach, dass du auf dein Zimmer kommst, dass Vater nichts merkt!"

Einmal hatten zwei Jungen ein gutes Eisengeschäft abgeschlossen. Sie waren durch die flache Aue gewatet und hatten auf Herzbergs Hofe einen schweren Eisenkasten "gefunden". "Finden" war eine durchaus ehrenwerte Sache: Sie brachten den Kasten vorn ins Haus und boten ihm den Besitzer zum Kauf an. Der sah ihn abschätzen an, als ob er ihn schon einmal gesehen hätte. Aber ein Blick in die unschuldigen Augen der Jungen überzeugte ihn, dass er es mit ehrlichen Menschen zu tun hatte. Isidor Herzberg war ein harmloser Mensch, und ohne lange Fragerei zahlte er den fürstlichen Betrag von zehn Pfennig aus. "So", sagte Schorse, "jetzt kaufen wir uns die besten Zigarren dafür, die es gibt. In der Herberge außerhalb des Städtchens, wo die wandernden Handwerksburschen übernachteten, kauften sie zwei" Besenbinder-Zigarren". Die hatten oben, wo sie an geraucht werden, einen besenförmigen Ansatz, sie galten als gut und wurden viel geraucht. Schorse meinte: "Das sind endlich die richtige für uns, jetzt wollen wir aber schmöken!"

Ein Maisfeld war ein gutes Versteck. Zwischen den hohen grüngelben Stauden kannte man in der Mitte des Feldes eine Vertiefung, eine "Kuhle", hier saßen die Jungen oft, wenn sie sich vor der Welt verbergen wollten. Ein verschlungener Pfad, den man kriechend passieren musste, führte dahin. Wenn die Sonne über dem Feld brütete, der heiße Sommerwind in dem gelben Blattgewirr raschelte, die "Grashüpfer" leise zirpten, dann waren die Jungen im Urwalde, von dem sie in den Büchern Karl Mays lasen. Hier waren sie verborgen, hier konnte sie kein Feind erwischen, hier konnte man in Ruhe die guten Besenbinder-Zigarren rauchen.

Zum Anzünden benutzte man "Schwefelsticken", auch „Ritsticken" genannt, weil sie an der Hose angerissen wurden. Es waren Hölzchen die mit einer Seite in eine Schwefelmasse getaucht waren, oben trugen sie ein Phosphorköpfchen zum Anzünden. Auch diesmal war der Tabak nicht gut, denn den Jungen wurde wieder übel. Sie redet darüber, für ihr gutes Geld schlechte Zigarren bekommen zu haben. Plötzlich hörten sie leise schleichende Schritte. Sollten das die gefährlichen Schwarzfuß-Indianer sein, die sich auf den Kriegspfad begeben hatten? Da wurden die Stauden auseinander geschoben, und zwei forschende Mädchenaugen blickten sie an." So, ihr seit das, ich dachte schon, dass Maisfeld brennt, so qualmte es! Na, wartet man, das sage ich wieder!" Damit verschwand sie. Da die Jungen die Schwatzhaftigkeit der Mädchen kannten, wussten sie im Voraus, was sie zu Hause zu erwarten hatten, und Sie hatten richtig vermutet. Schon an der Haustür wartete der Rohrstock auf sie, und in der Schule bekamen sie am nächsten Morgen die zweite Tracht Prügel. Schorse meinte resigniert: "Unrecht gut gedeiht nicht!" Über das Sprichwort hatten sie vor ein paar Tagen erst einen Aufsatz machen müssen.

Ja, das waren damals harte Zeiten für die Jungen, als es noch Prügel gab. Man folgte den Grundsatz des alten Martin Luther: der Apfel muss neben der Rute liegen! Belohnung und Prügel waren grundgesetzliche Erziehungsmittel. Eigentlich bekamen die Jungen aber nur die Rute zu spüren. Auf Äpfel legten sie sowieso keinen Wert, besonders, wenn sie aus dem eigenen Garten waren. Sie holten sich die Äpfel selbst und zwar immer aus des Nachbars Garten, weil die viel besser schmeckten. Wurden sie dabei erwischt, so gab es wieder Prügel. Es war eine Zeit fröhlicher Prügelei, zu Hause, in der Schule und von anderen Erwachsenen.

Die Spartaner hatten einen Grundsatz in ihrer Erziehung: Du darfst alles machen, aber du musst dich nicht dabei erwischen lassen. Als die Jungen in der Schule davon hörten, beschlossen sie, auch nach diesem ihnen sehr sympathischen Grundsatz zu handeln. Aber leider waren sie keine Spartaner mehr, sie wurden immer erwischt. Die Stadt war zu klein, um große Taten unentdeckt zur Ausführung zu bringen. Schuld und Sühne gehören zusammen, auf Schuld müssen Sühne und Reue folgen. Wie nach Sonnenschein oft Regen kommt und nach linden Lüften Sturm und Wetter drohen, so kam nach fröhlichen Taten der unerbittliche Stock manchmal wie ein heftiges Gewitter über die Jungen. Und unter Furcht und Zittern flehten sie: Herr, sei mir Sünder gnädig! Aber es war ein Abschluss, eine Bilanz, der Beichte und Reue war die Absolution gefolgt. Die Schuld war beglichen! Von Olims Zeiten her bis in die jüngste Vergangenheit haben Jungen immer Prügel bezogen. Das war für die Söhne, die sie empfingen, wie für die Väter, die sie austeilten, gleichermaßen schmerzlich, gemäß dem Wort der Bibel: "Wer seinen Sohn lieb hat, der züchtigt ihn!" Die heutige Jugend wächst ohne Prügel auf. Das sei menschenunwürdig, sagt man. Leider mussten 1000 und mehr Jahre vergehen, bis die

Menschheit zu dieser Erkenntnis kam, für die damalige Jugend kam sie zu spät. Und die heutigen Jungen? Die Zukunft wird zeigen, was richtig war.

In einem Hause an der Oberen Straße wohnten zwei ältere Jüdinnen, Lina und Bertha Goldstein. Sie waren arm und lebten von der Wohltätigkeit eines begüterten Verwandten, eines Pferdehändlers aus Hameln. Bertha hatte zudem als Kind einen Unfall gehabt und ein krankes Gemüt davon zurückgehalten. Ihr Geist war der eines Kindes. Sie stand fast den ganzen Tag vor der Haustür, ärmlich gekleidet, die Hände unter der Schürze und redete die vorübergehenden an. Lina dagegen liebte es, sich prächtig heraus zu putzen.

Am Sabbat ging sie mit Blumenhut und im Sommer auch mit farbig leuchtendem Sonnenschirm, wie es damals Sitte war, zum Tempel. Einmal war durch einen starken Windstoß ihr Hut samt dem darunter sitzenden falschen Zopf, "den falschen Willem", davon geflogen. Das gab es auch früher schon, dass Frauen nicht vorhandene Formen mit Ersatz vorzutäuschen versuchten. Hier hat sich die Welt nur wenig geändert. Zur Freude der gesamten Einwohnerschaft ließ Lina am nächsten Tage durch Polizeidiener Möller den verlorenen Zopf öffentlich ausklingeln und dem "ehrlichen Finder" eine Belohnung in Aussicht stellen. Der leichte Sommerhut mit seinem Anhängsel muss wohl wie ein bunter Schmetterling davon geflattert sein, er war nicht mehr gesehen.

An der Ecke der Oberen Straße, da, wo sie die Biegung zum Marktplatz macht, wohnte der alte Itzig Herzberg mit seiner Frau Frommet und ihrer Tochter Miele. Er war ein großer, staatlicher Mann. An den jüdischen Feiertagen schmückte er sich mit grüner Samtweste und grünem, von seiner Tochter gestickten Plüschschuhen. Gut rasiert und gut gelaunt, die goldene Uhrkette vor dem etwas umfänglichen Leibe baumelnd, saß er an Sommertagen gern auf der Bank vor dem seiner Wohnung gegenüberliegenden Hause des Bäckermeister Brösche. Hier konnte er das ganze geruhige Leben der Kleinstadt beobachten und an sich vorüber ziehen lassen.

Es war nicht allzu viel: ein paar Kinder kamen vorüber, die für den Sonntag noch etwas vom Kaufmann holen sollten, der Arzt, der seinen Schoppen trinken wollte, ein Pferdegespann mit einem Bauern, mit diesem redete Herzberg ein paar Worte über das Wetter, und auf dem Marktplatz sah er Kinder Schlagball spielen. Das war alles, es war Sabbat, der Tag des Herrn, "Schabbes", wie er volkstümlich genannt wurde. "Da sollst du kein Werk tun, noch der Knecht, der in deinem Hause wohnt!" Und es war gut und schön, wie es Jehova in seinem Gesetz so weise eingerichtet hatte. Einen Tag der Woche muss der Mensch für sich und seinen Gott haben.

Herzberg war zufrieden. Sein kleines, bescheidenes Geschäft ging. Am Fenster hinter den Blumentöpfen saß Frommet, seine Frau, und strikte an einen paar Winterstrümpfe für ihren Mann. Bevor er ins Haus ging, warf er noch einen Blick über "den Siel" in die Wetterecke. Über den Wohld zogen sich dunkle Wolken zusammen. "Da hinten hält noch was", meinte er, und verschwand im Hause. Es war 6 Uhr, der Sabbat war zu Ende.

Auch Herzberg schlachtete dann und wann ein Kalb oder ein Rind. Dann ging er mit weißer Schürze und einer kleinen Fleischermölle auf der Schulter zu seinen Kunden und lieferte das bestellte Fleisch ab. Doch der Fleischbedarf des Städtchens war trotz des billigen Preises nur gering. Für den Eigenbedarf der jüdischen Gemeinde musste "koscher" geschlachtet werden. Das besorgte Löwenstein aus Obernkirchen, es fand immer in Herzbergs Hause statt. Wenn der Lehrer aus Obernkirchen mit dem roten Futteral, in dem das breite Schächtemesser steckte, kam, fanden sich auch die wissbegierigen Jungen vor dem Hause ein, und mitleidslos, sie waren es ja nicht anders gewohnt, sahen sie zu, wie das Tier langsam verblutete. Doch ging es nicht anders zu als bei einer gewöhnlichen Schlachtung auch, vielleicht starb das Tier bei der Schächtung sogar schneller als sonst. Damals fanden ja alle Schlachtungen noch ohne vorherige Betäubung des Opfers statt. Heute noch davon zu sprechen, mag vielleicht grausam sein, es war so, dass man an Wintertagen fast alltäglich das Gequieke der gequälten Schweine hören konnte, die ohne Betäubung unter dem Messer des Schlachters langsam verbluteten.

Nach dem Tode von Herzbergs Frau und der Verheiratung seiner einzigen Tochter mit einem auswärtigen Viehhändler führte ihm ein älteres Mädchen den Haushalt. Aber Herzberg war nun nicht mehr der alte, er legte nicht mehr so großen Wert darauf, sich am Sabbat schön machen, doch in seinem Wohnzimmer brannte Tag und Nacht "das Lebenslicht", das ihn an seine Lebensgefährtin erinnerte.

Neben seinem Viehhandel und der Schlachtereibetrieb betrieb Herzberg einen Handel mit Altmetall, Lumpen und Knochen. Da die Jungen auf diesem Gebiet sich auch betätigten, traten sie mit Itzig Herzberg in Handelsbeziehungen. Einmal hatten sie einen besonders großen Packen Lumpen zusammengebracht, aber er war ihnen noch lange nicht schwer genug. Sie hatten schon die verschiedenen Tafeln Schokolade, die jeder erhalten sollte, unter sich verteilt und schwelgten bereits im Voraus in den Genüssen, die ihnen bevorstanden. Um das Gewicht des Packens zu erhöhen, beschlossen sie deshalb, einen Geschäftstrick, den sie bereits mit Erfolg angewandt hatten, auch dem alten Herzberg gegenüber anzuwenden. Doch dieser war ein in langem, listenreichem Handelsleben

großgewordener Praktiker, der alle Tiefen der Geschäftsgeheimnisse durchschaute. Wie konnten Jungen sich einbilden, einen solchen Mann übers Ohr zu hauen.

Sie hatten einen schweren Pflasterstein mit Lumpen umwickelt und ihn tief in die Mitte des Packens versenkt, diesen in einen alten Sack gesteckt, den Sack zugebunden und das Ganze mit dicken "Zuckerbindfäden" umwickelt. Der gewiegte Geschäftsmann sollte sozusagen die Katze im Sack kaufen. Das war jedoch nicht die Art eines Händlers wie des alten Herzberg. Kaum hatte er den Sack in Händen, so wog er ihn taxierend ein paar Mal auf und nieder "Hm, Hm", meinte er, und hatte erkannt, dass man ihn betrügen wollte. "Rieke, komm mal einem Messer und schüttete den Sack mal eben aus!" rief er seiner Haushälterin zu. Dieser Ausruf veranlasste die Jungen, sich aus nächster Nähe Herzberg zurückzuziehen. Sie ahnten Böses. Als der Sack umgekippt wurde, fiel der dicke Stein als erstes heraus. Es war eine Blamage sondergleichen. Wer von den Jungen nicht schnell zur Tür hinaus war, wurde mit einem alten Lumpenstück um die Ohren geschlagen, dass es nur so knallte. Und auf ihrer jämmerlichen Flucht durch die Hauptstraße hörten sie noch Herzbergs zornige Worte hinter sich erschallen: "Ihr verdammigten Spitzbuben, kommt mir nicht wieder ins Haus!"

Nun hatten sie Lumpen und Geld verloren, obendrein hatten sie Schläge bekommen und ein böses Gewissen dazu. In den ersten Tagen danach wagten sie kaum an Herzbergs Hause vorüberzugehen, so war ihnen der Schreck in die Glieder gefahren. Immer noch sahen sie den zornigen Mann vor sich stehen, mit erhobenem Arm auf die Tür weisend: "Raus, ihre Spitzbuben!" noch fürchteten sie, er würde bei ihren Eltern erscheinen und von den Betrugsmanövern ihrer Söhne berichten. Doch Herzberg tat nichts dergleichen. Als er eines Tages unvermutet einem der Jungen begegnete, nahm er ihn beim Ohr und sagte lächelnd: "Ein büschen schlauer müsst ihr schon sein, wenn mir den alten Itzig Herzberg begaunern wollt!" Er kannte das Wort, das damals gang und gäbe war: Jungs sind Jungs!

Der alte Herzberg war ein ehrlicher Geschäftsmann, der in der ganzen Umgebung bekannt und geschätzt war. Er hat sich in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts zu seinen Vätern versammelt. Aber von seiner Popularität zeugt heute noch, nach 50 Jahren, die Tatsache, dass der Platz, an dem ehemals sein Haus stand, im Volksmund immer noch "Itzigs Ecke" genannt wird.

Der wohlhabendste unter den jüdischen Mitbürgern war David Leeser Philippsohn. Er hatte als kleiner Produkthändler angefangen und es durch Fleiß und Sparsamkeit bis zum wohlhabenden Getreidehändler gebracht. Auch er war als solider, ehrlicher Geschäftsmann bekannt und genoss in der Stadt so viel Ansehen, das er lange Jahre als Mitglied dem Rat der Stadt angehörte. Sein Haus lag am Marktplatz gegenüber dem des Bürgermeisters, und es gehörte zu den alltäglichen Bildern, dass man Bürgermeister und Ratsherrn mitten auf dem Marktplatz in eifrigem Gespräch beisammen stehen sah.

Zu diesem Bilde gehören auch die beiden Hunde des Bürgermeisters, Flick und Flock. Beide waren gute Freunde, die waren immer zusammen, aber ihr Interesse war grundverschieden. Flick ein nicht ganz rassenreiner Terrier, aber ein hervorragender Rattenfänger, lag in der Sonne und träumte von Ratten- und Mäusejagten. Flock, ein Boxer mit faltigem Gesicht und melancholischen Augen, saß neben seinen Herren und blickte aufmerksam die Straße hinunter. Wenn ein Pferdegespann in Sicht kam, entspannte sich sein trauriges Gesicht zu einem freundlichen Lächeln. Er verschwand unter dem Wagen, scheuerte seinen breiten Rücken unter der Hinterradachse und geleitete so den Wagen, vor Freude laut heulend, bis ans Ende der Stadt, dann kehrte er um und setzte sich wieder neben seinem Herren, bis ein neuer Wagen auftauchte. Auf Flocks Rücken hatte sich eine mehrere Zentimeter dicke Wagenschmierschicht festgesetzt.

In jedem Sommer reiste Philippsohn mit seiner Familie nach Kissingen, um seinen etwas beträchtlichen Leibesumfang herabzumindern. Mit den Vätern der Jungen unterhielt er lebhaft geschäftliche Beziehungen und war fast an jedem Sonnabendnachmittag in dem Kontor seines Vaters anzutreffen.

Auch mit "Leeser", wie er genannt wurde, verbindet sich für den Knaben eine fröhliche Erinnerung: In einer Ecke des väterlichen Kontors stand ein alter Rohrsessel, sehr bequem, mit hoher Rückenlehne, gesticktem Sitzkissen und Rückenpuff, wie sie im Ausgang der Biedermeierzeit in Gebrauch gekommen waren. Da die Jungen nicht immer das nötige Geld hatten, um Zigarren zu kaufen und Vater wohlweislich gewöhnlich die Zigarrenkiste wegschloss, wenn er das Kontor verließ, so waren sie bei der Suche nach Rauchbarem neben Kartoffelkraut und Buchenblättern auch auf Rohr gekommen. Es brannte gut, aber der Rauch war so scharf, dass die Zunge rau wie ein Reibeisen wurde.

Das hinderte die Jungen aber nicht, sie schnitten das Rohr aus den Sesseln und begannen damit an Stellen, die am wenigsten ins Auge fielen, den Stuhlbeinen. Die Beine des besagten Sessels hatten sie bereits so beschnitten, dass sie recht dünn geworden waren. Als sich nun eines Sonnabendnachmittags der Gast mit seiner ganzen molligen Leiblichkeit und den Worten: "Ja, diese alten Sessel aus der guten alten Zeit sind wirklich was Gemütliches", darin niederließ, konnten die alten, schwerbeschädigten Beine nicht mehr mitmachen. Langsam sackte der Sessel nach hinten über, und Leeser, der die Sitzfläche unter sich weggleiten fühlte, versuchte noch schnell, auf seine eigene Beine zu kommen, aber es war zu spät. Er lag auf den Rücken, und Vater und Söhne

sprangen hinzu, um ihm - wieder aufzuhelfen. Der Sessel lag als Wrack am Boden, Philippsohn warf ihm einen misstrauischen Blick zu, und der Vater redete etwas vom Holzwurm und was dergleichen Entschuldigungen waren. Doch die Mutter, die hernach den Unglücksstuhl sachkundig untersuchte, fand bald die Ursache heraus, drohte aber nur mit dem Finger: "Jungens, Jungens, was habt ihr da wieder gemacht!"

In der Mittelstraße wohnte der alte Pferdehändler Moses Goldschmidt. Nur einer seiner erwachsenen Söhne war noch bei ihm „die übrigen waren nach außerhalb verzogen. Sein Hauptgeschäft war in Hannover. "Moses", wie der Alte genannt wurde, galt als wohlhabend. Im Kontor auf dem großen Geldschrank stand die glänzende Statue eines Pferdes. Die Jungen, die manchmal bei Goldschmidt etwas zu bestellen hatten, warfen dann einen ehrfurchtsvollen Blick auf dieses Pferd und erzählten untereinander, es wäre aus "reinem Golde".

Dann und wann kam ein neuer Transport Pferde an. Zwei "Koppelknechte" ritten sie voll Stolz durchs Städtchen. Es waren junge und schöne Tiere. Die langen Schwänze waren in Knoten gedreht, die Mähnen kurz gestutzt, oder die langen Mähnenhaare waren mit weißen Schnüren durchflochten. Die Pferde kamen vielfach aus Dänemark. Sie waren gut gepflegt, ihr Fell glänzte, dass man sich darin spiegeln konnte. Am Sonntagmorgen kamen die kauflustigen Bauern aus der Umgegend, um sie zu besehen. Ein Koppelknecht musste sie vorführen, und der Handel begann. Pferde waren verhältnismäßig teuer, ein gutes Pferd war kaum unter 1000 Mark zu haben. Im Sommer hielten sich die Tiere in den großen Goldschmidtchen Pferdekamps außerhalb der Stadt auf. Hier wurden sie oft von den Jungen gejagt, die sich über den stolzen Anblick einer galoppierenden Pferdeherde freuten.

Dem Goldschmidtchen Hause gegenüber wohnte der alte Salomon Herzberg mit seiner zahlreichen Familie. Er war wohl der beliebteste unter allen jüdischen Mitbürgern, witzig und immer wohlgelaunt. Aus allen Debatten, die er mit den Müttern wegen seiner Fleischlieferungen führte, ging er stets durch seine Schlagfertigkeit und seinen Humor siegreich hervor. Schließlich lachten sie, bezahlten, was er forderte, und gaben gleich eine neue Bestellung auf. Da die Menschen ihn nur unter dem Namen "Salomon" kannten, wurde er allgemein "Herr Salomon" angeredet. Manchmal sagte er dann wohl: "Ich sage zu ihnen auch nicht Herr Willem oder Herr Heinrich, ich heiße Herzberg". Seine Umerziehungsversuche hatten allerdings keinen Erfolg. Von seinen Glaubensgenossen wurde er zum Vorbeter in der Synagoge gewählt, und er hat dieses Amt lange Jahre ausgeübt.

Er hatte sieben Söhne und eine Tochter. Zu seinen jüngsten Söhnen wurde der alte Kaiser Wilhelm I. Pate, nach ihm wurde er auch Wilhelm genannt. Dieser Sohn ist später ein guter Soldat geworden, er wurde nach dreijähriger Dienstzeit zum Unteroffizier befördert. Wilhelm war ein besonders witziger Mensch, der seinen Vater noch übertraf. Im Eisenbahnabteil oder im Omnibus, der später die Verbindung zwischen der Eisenbahnstation und den Städtchen herstellte, konnte er die ganze Reisegesellschaft so zum Lachen bringen, dass sie sich den Leib hielten.- Nach und nach verkleinerte sich die Familie Herzberg, einer nach dem andern der Söhne zog davon, um nur gelegentlich als Besuch zurückzukommen. Nur der Jüngste hielt bis zuletzt aus, er ist aber auch kurz vor der großen Katastrophe gestorben.

Die Familie des Hirsch Moses, die in dem Hause neben dem Goldschmidtchen wohnte, ist schon in den achtziger Jahren gestorben, beziehungsweise sind die Kinder verzogen. Auf dem Grabstein des Vaters steht verzeichnet, dass er 105 Jahre alt geworden ist.

In der Gödenstraße wohnte die Familie Davidsohn, allgemein "der rote Wulf" genannt. Woher der Beiname stammt, ist unbekannt. In der kleinen Stadt hatten viele Familien Beinamen, deren Ursprung man oft nicht mehr erkennen konnte. Davidsohn hatte einen großen schwarzen Ziehhund. Einmal wurde das Gerücht aufgebracht, der Hund sei tollwütig geworden. Der Gendarm führte ihn unter großen Vorsichtsmaßregeln mit gezogenem Revolver nach Hause. Als der Hund ein großes Stück Fleisch verschlungen hatte, war er wieder gesund.- Auch Davidsohn hatte eine große Familie. Er war ein energischer Mensch, und die Jungen erlaubten sich niemals, einen Scherz mit ihm zu treiben. Die Hand saß ihm lose. Waren sie auf der Straße vor seinem Hause zu laut, kam er mit der Peitsche heraus, und die Jungen liefen davon.

In der Nähe des Philippsohnschen Hauses stand in einem Hofe an der Aue ein kleines aber wichtiges Gebäude, wie sie damals allgemein in den entferntesten Ecken der Höfe standen. In den altersgrauen, schief in den "Hespen" hängenden Türen befand sich ein herzförmiger Ausschnitt, der dem Kundigen den Zweck dieser Anstalt verriet. Denn alle diese Häuschen trugen das gleiche Kennzeichen, das Herz. Nun ist schon damals an diesem sonderbaren Zeichen, der Herzform als Erkennungsmerkmal für Räume, die mit dem Herzen nichts zu tun haben, herumgerätselt worden, aber man ist nie zu einem Abschluss gekommen. Sollte die Erklärung nicht ganz einfach die sein, dass das Herz ein Symbol dafür ist, wie herzlich und entgegenkommend der tägliche Besucher hier aufgenommen wird? Die Alten, die dieses Zeichen schufen, haben damit ein herzerfreuendes Sinnbild geschaffen.

Auf dem tief sich senkenden Dach des kleinen Gebäudes wuchs eine fleischige Pflanze, der Dachlauch oder Hauswurz, nach altem Glauben ein Schutz gegen Blitz und Feuer, und umrahmt wurde es von Syringen- und Holundersträuchern. Wenn im Mai die schweren roten und weißen Blütendolden ihre duftende Fülle über das Haus senkten, die Amsel ihr Liebeslied in den Zweigen

flötete, dann fand der Gast hier ein trauliches Plätzchen der Weltabgeschiedenheit, und er verweilte länger, um seine Morgenzeitung zu lesen.- Vor diesem Hause stand seit langen Jahren ein alter rostiger Kessel, mit seinem starken Henkel hatte er einstmals an einer Kette über dem offenen Herd gehangen und Erbsen- und Bohnensuppe für den täglichen Bedarf einer Familie hatte darin gebrodelt. Nun stand er zweckentfremdet hier, war mit Wasser gefüllt, und weil er eigentlich niemandem zu Nutz war, beschlossen "die Indianer", ihn zu rauben und zu Geld zu machen. Nun wäre die Ausführung dieses Raubes sehr einfach gewesen. Die Räuber hätten die Aue durchwaten, die niedrige Mauer überklettern und den Kessel abholen können. Dann wäre es aber kein richtiger Raubzug gewesen, wie ihn Indianer ausführten. Hier musste mit allen Listen und aller Schläue vorgegangen werden.

Am festgesetzten Tage erschien "Adlerauge", der Häuptling, in großer Kriegsbemalung, wallendem Kopfschmuck aus Hahnenfedern, einem Lederriemen um den Leib, den er von einem Kuhgeschirr abgeschnitten hatte, und einem Holzschwert. Am Ledergürtel hing ein Lasso aus zusammengeknoteten Zuckerbindfäden mit einem starken Eisenhaken am Ende. Der Überfall konnte beginnen. Während der Häuptling langsam und würdevoll den Lasso in die Hand nahm und mit einem Auge das ferne Ziel jenseits der Aue anvisierte, verkrochen sich die gewöhnlichen Indianer in dem Ufergebüsch und starrten zum Ziel hinüber. Mitten auf dem Hofe stand Willem, der Knecht. Er hatte grade dem kleinen Häuschen einen Besuch abgestattet und war im Begriff, seine Pfeife wieder im Gang zu bringen. Des "Reitsticken" hatte er schon an seiner Hose angerissen, und die ersten Rauchwolken hüllten ihn ein. Bei dieser friedlichen Beschäftigung hörte er plötzlich ein lautes "klick"!

Der Häuptling hatte mit gewohnter Meisterschaft geworfen, der Haken hatte gefasst. Willem blickte auf. Plötzlich wurden seine Augen starr. Der eiserne Kessel, der seit Menschengedenken unbeweglich an seinem Platze gestanden hatte, bewegte sich. Ganz langsam setzte er sich in Bewegung und nahm Richtung auf das offene Tor in der Mauer, von wo eine kleine Treppe hinunter zum Wasser führte. Die Jungen zogen aus Leibeskräften. Plötzlich gab es einen Ruck, und sie kugelten übereinander am Boden. Willem hatte die Ursache erkannt, in letzter Minute sein Messer aus der Hosentasche gerissen und die Schnur durchschnitten. Da die Jungen vor Lachen sich nicht bergen konnten, flogen ihnen bald Steine und Holzstücke um die Ohren, und als Willem gar Miene machte, über die Aue zu kommen, um die Jungen zu "verwischen", gaben sie Fersengeld, der große Häuptling als erster voran. Als ihm dabei sein langes Schwert zwischen die Beine geriet und er einen Kopfschuss nach vorn machte, warf er es mit einer Verwünschung von sich, und als die Jungen lachten, schwur er, hernach ein furchtbares Strafgericht abzuhalten. Es fand nicht statt. Jugend vergisst schnell und verzeiht schnell. Neue Pläne lockten zu neuen Taten.

Als letzte aus der Reihe der jüdischen Mitbürger möge die Familie Joseph Philipppsohn genannt werden, die in der Petersilienstraße wohnte. Der alte Philipppsohn war ein Mann von kleiner Statur, daher hieß er allgemein "der kleine Joseph". der Name übertrug sich auf die ganze Familie. Sohn und Großsöhne waren tüchtige Geschäftsleute, so dass sie sich noch unmittelbar vor der dunkelsten Zeit, die den deutschen Mitbürgern jüdischen Glaubens von Unmenschlichen bereitet wurde, ein schönes Haus vor den Toren der Stadt bauen konnten.

Die meisten der älteren Männer und Frauen, von denen hier berichtet wurde, hat ein gnädiges Geschick davor bewahrt, die Zeit der Rechtlosigkeit, die auch über viele Menschen nichtjüdischen Glaubens kam, zu erleben. Der Tod hat sie rechtzeitig hinweggenommen, und sie ruhen auf dem jüdischen Friedhof. Einige jüngere haben im Ausland Zuflucht gesucht und gefunden. Nur eine ältere Frau ist aus Theresienstadt zurückgekehrt. Sie wohnt heute bei ihrem Sohne in Kanada. Es ist niemand mehr da, aber aus der Geschichte der kleinen Stadt sind die Juden nicht wegzudenken.

Auch sie gehörten zu der großen Familie, die die Bevölkerung der Stadt damals bildete. Sie waren gleichberechtigte Bürger, und niemand sah scheel auf sie, weil sie einer anderen Rasse angehörten und einen anderen Glauben hatten. Ihre Häuser standen Wand an Wand mit den eng zusammengedrängten Häusern der übrigen Bewohner. Man kannte sie so wie man jeden Einwohner kannte. Und so, wie man Anteil an jedes Mitbürgers Geschick nahm, so fühlte man auch mit dem Schicksal der Juden.

Als die Konfirmandenzeit begann, war es für die Jungen aus mit dem fröhlichen Fischen und Jagen, dem Herumtreiben in Wald und Flur, dem Plündern und Räubern in fremden Gärten, und das listenreiche und Erfolg versprechende Lumpen- und Knochengeschäft ging in Liquidation. Konfirmandenzeit bedeutete Vorbereitungszeit auf einen wichtigen Abschnitt des Lebens: Abschied von der Kindheit und Eintritt in den Stand der Erwachsenen. Konfirmanden sollten Vorbilder sein für die übrige Jugend. Auf ihr Betragen sah nicht allein der Pastor auch tausend Frauenaugen beobachteten sie scharf. Konfirmanden mussten damals Hunderte von Sprüchen, Dutzende von Gesangbuchliedern und fast den ganzen Katechismus Luthers auswendig lernen. Und vieles davon verstanden sie nicht. Aber sie lernten emsig, wie die Bienen arbeiten. Und manchem Knaben sind die uralten Weisheiten der Bibel in der urwüchsigen Sprache Luthers lieb und Richtschnur fürs Leben geworden.

Doch ein Junge war unter ihnen, der die schönen Verse nicht "aus dem bloßen Kopfe" aufsagen konnte oder wollte. Er fand es bequemer, in der Konfirmandenstunde seinen Katechismus hinter dem breiten Rücken seines Vordermanns aufzuschlagen und munter abzulesen. Doch einmal hatte er sich vertan: Als er eine Seite umblättern musste und stattdessen im Eifer seines fließenden Vortrags zwei Seiten nahm und den falschen Vers erwischte, wurde der Pastor plötzlich aufmerksam. Er sprang auf, sah das

Buch und hatte den jungen Betrüger ertappt. Nun begab sich der Pastor zu dem Vater des Übeltäters. Er teilte ihm mit, dass er den Sohn nicht konfirmieren könne, da er nichts lernen wolle und auch scheinbar nicht recht an Gott glaube.

Nicht konfirmiert werden, war damals eine böse Sache. Das konnte unter Umständen bedeuten, dass man noch ein weiteres Jahr in die Schule gehen musste. Die Pfarrer hatten als "Orts- und Kreisschulinspektoren" die Aufsicht über die Schulen.- Aber der Vater sagte: "Lassen Sie man sein, Herr Pastor, ich werde meinem Jungen schon den rechten Glauben beibringen!" Als nun der Angeklagte nach Hause kam, stand der Vater mit dem Rohrstock bewaffnet hinter der Tür, ergriff seinen Sohn und mit den Worten: "Du verdammter Bengel, willst du wohl an den lieben Gott glauben", ließ er den Stock auf seinem Hosenboden tanzen." Ja, lieber Vater, ja, ich will an ihn glauben", schrie der Sohn in höchster Not.

Und er ging in sich und besserte sich und wurde konfirmiert. Er entwickelte sich sogar zu einem der fleißigsten unter den Schülern. Bei der Prüfung vor versammelter Gemeinde in der Kirche konnte er den ganzen Psalm 23 zur Freude seines vor Stolz geschwellten Vaters fehlerlos "aus den bloßen Kopfe" aufsagen. Als er an die Stelle kam: "Dein Stecken und Stab trösten mich", gedachte er dankbarlich des väterlichen Steckens, der ihn auf die rechte Bahn gebracht hatte. Hernach schenkte ihm der gerührte Vater als Konfirmationsgeschenk die eigene Taschenuhr, die er selbst vor dreißig Jahren von seinem Vater zur Konfirmation bekommen hatte.

Auch mit den übrigen Konfirmanden war im Laufe des Jahres eine Wandlung vor sich gegangen. Ihre Sprache war leiser geworden und ihr Benehmen gesitteter. Es war ihnen nicht leicht gefallen. Aber neben dem steinigen und schmalen Wege, den sie jetzt gingen, und der aus der Verdammnis herausführen sollte, war plötzlich eine Blume aufgeblüht, eine Wunderblume, zart und lieblich, mit leuchtenden Blüten und von fremden betörenden Duft: Bisher hatten die Knaben bei ihren Spielen die Mädchen verächtlich beiseitegeschoben. Jetzt wurden ihre Augen plötzlich aufgetan, und sie sehen Wesen neben sich mit langen blonden oder braunen Zöpfen, mit leuchtenden Augen, rotem Mund und leise sich wölbender Brust. Die erste scheue und schüchterne Zuneigung zu einem Mädchen begann, und aus mancher ist eine Liebe fürs Leben geworden. Daher war vielleicht der letzte Abschnitt der Kindheit, das Konfirmandenjahr, der schönste Teil der gesamten Jugendzeit. Leuchtend nahm sie Abschied, um lange noch den Lebensweg zu erhellen.

Nun, alle Blümenträume damals sind nicht gereift. Die Generation war in eine Zeit hineingeboren, die so voller Unruhe und Kriege war, wie kaum eine Zeit zuvor. Einige der Freunde starben früh, sie mussten schon im ersten Weltkriege ihr junges Leben lassen. Und doch, zieht man das Fazit: "Nehmt alles nur in allem, das Leben, es war doch schön!"

Dem Erwachsenen wanderten später die Gedanken, besonders, als er in fremdem Lande war, manchmal zurück in die Vergangenheit. Da war es nicht allein das Elternhaus, das sie lockte, es war der Ort, wo die Knaben die Kindheit verlebt hatten, die Felder und Wälder, wo sie umher tollten, die Auen, wo sie badeten, und fischten, die Schule, wo sie ihre Schläge bezogen und die Freunde und Mädchen, die sie gern hatten.

Es war die Heimat. Es war eine Kleinstadt, wie es viele damals gab, mit ruhigen und zufriedenen Menschen, mit tüchtigen Geschäftsleuten, fleißigen Landwirten, Handwerkern und Arbeitern, mit schnurrigen Käuzen und "Söffern", mit Frommen und Sündern, mit Christen und Juden. Gottes Sonne schien über alle, über Gerechte und Ungerechte, aber in der Erinnerung ist es so, als ob sie damals heller leuchtete, und die Blumenblüten bunter und süßer dufteten.

Aus der Absicht des Verfassers, die Öffentlichkeit auf die bösen Zustände bei der Sachsenhäger Aue hinzuweisen, sind Erinnerungen geworden, die in die glückliche Jugendzeit zurückführten. Vieles, was längst unter der Bewusstseinsschwelle zu liegen schien, ist wieder lebendig geworden. Es ist niedergeschrieben, wie es war, ohne Beschönigung. Dazu gehören auch die Jugendstreiche, die allerdings der heutigen Jugend nicht zur Nacheiferung empfohlen werden. Sie beweisen aber die Wahrheit des Wortes, das die Jungen in einer der letzten Konfirmationsstunden bei Pastor Schoof lernten: "Das Dichten und Trachten der Menschen ist böse von Jugend auf!" Zur Beruhigung der Eltern, deren Jungen heute ähnliche Streiche liefern, darf aber darauf hingewiesen werden, dass die damaligen wilden Knaben alle ordentliche Bürger geworden sind.

Vorläufiges Ende.